PT
2578
.F8
1899
cop.2

Fridolins heimliche Ehe

Von

Adolf Wilbrandt

The University of Chicago
Libraries

GIFT OF

Ethel Lauroz

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch elegant gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 2. Auflage.	Geheftet	M. 3.50.
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.	„	M. 2.—
—„— Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen.	„	M. 2.50.
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	„	M. 4.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	„	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman.	„	M. 4.—
Bülow, Frieda von, Kara. Roman.	„	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage.	„	M. 3.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 3. Aufl.	„	M. 3.—
—„— Božena. Erzählung. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Margarete. 3. Auflage.	„	M. 2.—
– Moriz von, Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten.	„	M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	„	M. 5.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage.	„	M. 2.—
Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage.	„	M. 1.—
Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg. 2. Auflage.	„	M. 1.50.
—„— Ein alter Streit. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Aufl.	„	M. 2.50.
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage.	„	M. 4.—
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	„	M. 4.—
Lindau, Paul, Der Zug nach d. Westen. Roman. 9. Aufl.	„	M. 4.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	„	M. 5.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	„	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
Muellenbach, E., (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen.	„	M. 3.—
—„— Vom heißen Stein. Roman.	„	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	„	M. 3.—
Prel, Karl du, Kreuz am Ferner. Roman. 2. Auflage.	„	M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage.	„	M. 4.—

Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Auflage. Geheftet M. 4.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Hist. Roman. „ M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage. „ M. 2.50.
—„— Der arme Konrad. Roman. 2. Auflage. „ M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. Roman. „ M. 3.50.
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 42. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 18. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 34. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 23. Auflage. „ M. 2.—
—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 20. Auflage. „ M. 2.—
—„— Es war. Roman. 25. Auflage. „ M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten. „ M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage. „ M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent. „ M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen. „ M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl. „ M. 3.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage. „ M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage. „ M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 5. Auflage. „ M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage. „ M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.50.
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. Roman. 3. Auflage. „ M. 3.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 3. Auflage. „ M. 2.50.
—„— Vater Robinson. Roman. „ M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 10. Aufl. „ M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Roman. „ M. 4.—

Fridolins heimliche Ehe.

Nach Erinnerungen und Mitteilungen

erzählt von

Adolf Wilbrandt.

Dritte Auflage.

Stuttgart 1899.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

PT2578
.F5
1899
cop. 2

Alle Rechte vorbehalten.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

1339860

Meinem lieben Freund

Hermann Schöne

zugeeignet.

Digitized by Google

Erstes Buch.

I.

Bester aller Leser, ich führe dich in ein Haus in Berlin, in der jetzigen Königgrätzer Straße, die zu jener Zeit noch Hirschelstraße hieß; über den Hof, in den dritten Stock; in ein Zimmer, das dir ohne meine Hilfe selber sagt, wes Geistes Kind darin wohnt. Wenn vier Wände voll Kupferstiche und Photographien nach den berühmtesten Gemälden der Welt, wenn einige Dutzend Gipsabgüsse nach der Antike, wenn Reliefs, Statuetten, Bildermappen, Schnitzwerke, künstlerische Geräte jeder Art, jedem Quadratzoll freien Raumes aufgenötigt, wenn die Unmöglichkeit, sich zwischen diesen tausend schönheitsfrohen Hindernissen gefahrlos hindurchzuwinden — wenn dies alles das Dasein eines Kunstfreundes verkündigen kann, so bist du dessen hier nach dem ersten Blick gewiß. Als ein Mensch von Geist — für den ich dich halte — siehst du nach dem zweiten Blick, daß dieser Kunstfreund eine auffallende Vorliebe für Rafaels frühere Madonnen und zugleich für Rembrandtsche Radierungen hat; und du erlaubst dir daraus zu schließen, daß vermutlich zwei

Seelen in ſeiner Bruſt wohnen, von denen die eine nach der zarten Grazie des Südens, die andere nach dem derben Humor des Nordens zeigt. Trittſt du alsdann auf den Balkon, der ſehr liebe- und ſinnvoll in einen kleinen Garten verwandelt iſt, doch aus deſſen Nachbarſchaft alle Spätzchen und Tauben, ſobald nur der Thürgriff ſich regt, in wahrer Todesangſt auf-flattern, ſo ſagſt du dir nach dieſem dritten Blick, daß die hier wohnende Doppelſeele die Blumen zu lieben und die Vögel zu haſſen ſcheint. Das Bild eines ſonderbaren Menſchen fängt ſich dir zu geſtalten an; und nach dem vierten Blick — auf den Gaskronleuchter, an dem ſchon jetzt, im hellen Zwielicht, alle Flammen brennen, und auf die Kerzen in allen Ecken umher — fügſt du die Bemerkung hinzu, daß du offenbar zu einem leidenſchaftlichen Lichtfreund gekommen biſt. Wie liebebedürftig dieſer Lichtfreund iſt, erkennt dein fünfter Blick auf ein langes Geſims, auf dem — die künſtleriſche Anordnung dieſer Wand mit unäſthetiſcher Sentimentalität unterbrechend — eine lange Reihe klei-ner Photographien in ſtilloſen Rähmchen Front macht: würdige, aber unbedeutende Greiſe und Greiſinnen in Kleidern von verſchollenem Schnitt; eben ins Weinen übergehende Mundwinkel von mißvergnügten Kindern, mit unendlich glücklichen und unſchönen Müttern; ein paar reizende, behagliche Frauenköpfe in Händchen (vermutlich, denkſt du, hat er ſie geliebt, und ſie haben andere geheiratet) und endlich einige Gruppen junger Männer mit kühn geſchlungenen Krawatten und, ſo-zuſagen, begeiſtertem Haarwuchs, und nicht ohne wid-

mende Unterſchriften: „Ihrem teuren Meiſter“, „Ihrem Fridolin“. Wer iſt dieſer Fridolin? Dein ſechſter Blick auf einen großen Kalender an der Thür ſcheint es dir zu verraten. In abwechſelnden Farben, blau, rot und gelb, ſiehſt du hier die Wochentage angezeichnet oder unterſtrichen; die Sonntage ſind frei. Zuweilen ſteht neben dem heiligen Blaſius, oder der ehrenwerten Veronika, oder der frommen Agatha, mit kleinſter Gelehrtenſchrift geſchrieben: Vier bis Fünf, oder: halb Sechs. Du haſt keinen Zweifel mehr. Du ſtellſt bei dir feſt, daß dieſer derb-zarte Kunſtmenſch, der die Ordnung, die Spielereien, die Menſchen, das Licht und die Blumen liebt und die Vögel haßt, ein angeſtellter Lehrer der Kunſt iſt, den zärtliche, tändelnde Jünglinge Fridolin nennen, der ſeinen Liebhabereien und Idealen lebt, und dem ſich zu nähern — wenn man kein Sperling iſt — wohl ſeinen Reiz haben möchte.

Und ſo haſt du dir einzig durch die Kraft deines Scharfſinns ein nicht mehr undeutliches Bild dieſes Menſchen gemacht, und mir die Anſtrengung erſpart, durch die der Erzähler dem Leſer oft ſo furchtbar wird: dich durch eine langwierige und umſtändliche Aufklärung zu verwirren.

Indeſſen irrſt du, mein Lieber, wenn du, durch dieſe Erfolge kühn gemacht, dir nun auch ſeine körperliche Erſcheinung vorzuſtellen ſuchſt, und aus der Summe ſeiner zarten Eigenſchaften auf einen zierlichen, blaſſen Menſchen mit ſchmalen, bartloſen, gleichſam geräuſchlos lächelnden Lippen und beſcheiden zurück-

gezogenen Formen ſchließeſt. Du irrſt, weil du noch nicht ahnſt, was die Natur mit ihm vorhatte. Im Gegenteil! Die Uhr ſchlägt eben fünf, und er tritt ein: ſtrahlend, ein Mann wie der Graf Egmont, mit dem ſchönſten Blondbart und einer großen, ſtilvollen Locke über der Stirn, einer machtvollen Naſe, die der Geiſt der Schönheit noch im rechten Augenblick gehemmt und geformt hat, mit breiten Schultern und hochgewölbter Bruſt. Er ſieht um ſich her, ſeine große Naſe ſcheint etwas Feindliches zu wittern, ſie rümpft ſich ſchmerzlich, und über ihr, in einer finſteren, gebieteriſchen Falte, erſcheint ein drohender Zug, der ſich über dem ſchön gekräuſelten Knebelbart wiederholt. Er ſchüttelt ſein ſchön wallendes Haar. Er ſtampft mit dem rechten Fuß. Er tritt zornig zur Klingel. Er klingelt ſo ungeſtüm, daß die Widerſtandskraft der Klingelſchnur dem Tapezier Ehre macht. Er zieht noch einmal. Er ſteht da und wartet. Was für ein Opfer ſeiner Erbitterung erwartet er? Es ſcheint gefährlich zu ſein, dieſem aufgebrachten Grafen Egmont gegenüber zu treten, — wenn man nicht mindeſtens der Herzog Alba iſt. Wie kommt dieſe Licht- und Blumen-, dieſe Madonnenſeele zu dieſer Geſtalt? Hat der weiſeſte aller Leſer ſich doch über ihr Inneres getäuſcht? — Man muß warten, bis jemand eintritt. Frau Thereſe Ritter tritt ein.

Eine ſtattliche Dame mit einer ſtattlichen ſchneeweißen Haube, mit ſchon etwas graulichen Locken, doch einem merkwürdig blühenden, angenehmen, phlegmatiſchen Geſicht.

„Herr Profeſſor haben geklingelt," ſagt ſie mit einer ebenſo angenehm phlegmatiſchen Stimme und blickt ihn ſanft, doch ohne alle Unruhe an.

„Sie haben's alſo gemerkt!" erwidert er. „Ja, meine Liebe, ja, ich habe geklingelt! Ich habe geklingelt, weil Sie in Ihrem ganzen Leben nie thun, was ich will! Es ſollte hier geräuchert werden. Warum iſt nicht geräuchert? Sie wiſſen, daß ich dieſen verfluchten Kohlengeruch verabſcheue, daß er mich umbringt! Warum vernachläſſigen Sie mich? Warum thun Sie nie, was ich will?"

„Ich vernachläſſige Ihnen nicht," erwidert die ſanfte Dame (deren Verhältnis zu den Regeln der Grammatik kein ganz lauteres iſt), „und ich thue immer, was Sie wollen; und ich werde Sie räuchern."

„Ich werde Ihnen räuchern, wollten Sie ſagen!" berichtigt er ſie. „Ihnen! Dativ. Wem zum Nutzen, oder wem zum Schaden — der Dativ!"

„Alſo ich werde Ihnen räuchern, Herr Profeſſor," antwortet ſie unerſchüttert.

„Jetzt werden Sie räuchern, jetzt, wenn es zu ſpät iſt! Wiſſen Sie nicht, daß ich dieſes Lokal jetzt verlaſſen muß? Als Sie eben ſagten: ‚ich werde Ihnen räuchern', wußten Sie da, daß ich dieſes Lokal jetzt verlaſſen muß, oder wußten Sie es nicht?"

„Ich weiß alles, Herr Profeſſor," erwiderte ſie mit der angenehmſten Ruhe; „und ich werde räuchern, weil Sie doch wiederkommen."

„Wie unendlich weiſe Sie ſind, Frau Profeſſorin! Frau Geheime Allwiſſerin! Woraus ſchließt Ihre All-

weisheit, daß ich nach der Vorlesung nicht in irgend eine Gesellschaft, unter Menschen gehe, sondern zu Ihnen, in Ihre Kohlen-Stankosphäre zurückkomme?"

„Weil Sie in Ihre Krawatte nicht den großen, künstlichen Gesellschaftsknoten geschlungen haben, sondern den kleinen, fürs Haus; und weil Sie die graue Sammtweste angezogen haben — und in der kommen Sie immer wieder nach Hause."

„Eine merkwürdige Weste! Eine Weste, in der man immer wieder nach Hause kommt! Dagegen die zwanzig anderen Westen — die sind anders. In diesen zwanzig andern bin ich nie wieder nach Hause gekommen!"

Die sanfte Frau Ritter errötete ein wenig; doch dann lächelte sie. „Ich hab's wohl dumm gesagt, aber Sie wissen doch, was ich meine, und ich hab' doch recht."

„Diesen Tag müssen wir also rot anstreichen: ein Tag, an dem Sie recht hatten! Er ist denkwürdig in Ihrem Leben. Der zwanzigste März; vergessen Sie ihn nicht! Sie werden also räuchern, geistreichste aller Frauen, und ich werde gehn. Aber Sie erlauben mir wohl, daß ich diesen Gestank, mit dem Sie mein Zimmer beglückt haben, nicht als Andenken mitnehme. Ich hab meinen Zuhörern versprochen, sie mit den schönen Künsten, aber nicht, sie mit den gemeinen Dünsten bekannt zu machen!"

Der Professor, Graf Egmont, hatte vom nächsten Tisch ein Fläschchen mit Kölnischem Wasser genommen — auf jedem Tisch stand ein solches Fläschchen — und

beſpritzte damit ſeine graue Sammetweſte, ſein Hemd und die große Jupiterlocke über ſeiner Stirn.

„Der Herr Profeſſor haben alſo nichts mehr zu befehlen?“ fragte Frau Ritter, ohne eine Miene zu verziehen; als hätte ſie nur erlebt, was ſie alle Tage erlebte. Auf dieſe Frage trat er dicht vor ſie hin, die Hände auf dem Rücken, ſtreckte ſein Geſicht ſo nahe gegen das ihre vor, daß er ſie faſt hätte küſſen können, und ſagte, jede Silbe einzeln betonend: „Nein! Sie können gehn!“

Sie ging. Auf ihren weichen Schuhen ging ſie ſtumm und geräuſchlos hinaus. Die Thür ſchloß ſich leiſe. Das Unwetter war aus.

Der Profeſſor blieb ſtehen und ſah ihr nach. Zwiſchen ſeine Augenbrauen legten ſich neue Falten; es ſchien ihm nicht ganz zu gefallen, daß das Unwetter ſchon aus war. Er trat an eine der Etageren, die das Zimmer verbauen halfen, nahm ſeinen Hut und hätte ihn beinahe aufgeſetzt; doch zwei Schritte weiter ſetzte er ihn wieder aufs Klavier. Er ſah nach der Klingelſchnur, wie wenn er den unentſchieden gebliebenen Kampf mit Frau Ritter erneuern wollte. Sein zweiter Blick fiel jedoch auf die Uhr; er nahm den Hut wieder auf. Dann trat er an die Thür, um ſein Auge auf einen Zettel zu werfen, den er unter den großen Kalender genagelt hatte, mit folgender Inſchrift:

„Fridoline! Ne unquam immemor sis te philosophum esse.“

Zu deutſch:

„Fridolin! Vergiß nie, daß du ein Philoſoph biſt.“

„Te philosophum esse!“ wiederholte er vor ſich hin. Die Thür ging zurück; er glaubte Frau Ritters Gang wieder zu hören und zwang ſeinem Geſicht den Ausdruck philoſophiſcher Ruhe auf. Indeſſen ſein Ohr hatte ſich getäuſcht. Es erſchienen zwar wieder ein paar geräuſchloſe Schuhe, aber es bewegte ſich auf ihnen eine männliche Geſtalt. Ein langer, graublaſſer Menſch in einem dunkelgrauen Schlafrock, mit grau-blondem Haar; die Schultern ebenſo ſchmal und abfallend, wie die des Profeſſors ins Wagerechte ſtrebten; das lange Haar hinter die Ohren geſtrichen, die mattgrauen, träumeriſchen Augen aus knochigen Höhlungen hervordämmernd. Dieſer lange Menſch ſagte kein Wort, ſondern nickte dem andern nur zu; kam dann mit ein paar ſchwerfällig ſchleifenden Schritten heran und reichte ihm ſeine große Hand.

Der Profeſſor nahm ſie, ebenſo ſtumm, und bückte ſich dann, um ein ledernes Täſchchen aufzuheben, das der Schlafrock bei dieſen ſchaufelnden Bewegungen von der nächſten Etagere geriſſen hatte.

„Habe ich wieder etwas —?“ fragte der Lange und machte ein ängſtliches Geſicht.

„Ja. Dieſes Täſchchen. Zum ſechſtenmal, teurer Bruder.“

„Wehe! — Zerbrochen?“

„Nein. Ledertaſchen zerbrechen nicht.“

„Dieſes unglückſelige Zimmer! — Mußte das Täſchchen da liegen?“

„Ja, es mußte.“

Der Lange betrachtete das Täſchchen. Er lächelte. „Ich muß unmaßgeblich bemerken,“ ſagte er, „daß ich nicht begreife, wozu du das Täſchchen brauchſt.“

„Es gibt eine höhere Art, Dinge zu gebrauchen, mein lieber Philipp, als daß man ſie auf die gemeine, tagtägliche Weiſe abnützt.“

„Ich kann nämlich nicht finden,“ fuhr der Lange fort, „daß dieſes Täſchchen ein Herrentäſchchen iſt.“

„Nein, ſondern ein Damentäſchchen.“

„Und wozu brauchſt du es alſo?“

„Ich hab' es um mich. Ich hab' es vor Augen. Dieweil es ein Andenken iſt.“

„Ein Andenken!“ wiederholte der Lange mit weicher werdender Stimme. Dann verſtummte er. Seine Augen ſahen träumend, gleichſam durch das Täſchchen hindurch, in die Luft, ins Ferne. Sie zogen ſich zuſammen, wie um ein zu ihnen aufſteigendes Gefühl zu unterdrücken. Zuletzt nahm er das Täſchchen in die Hand und nickte ihm mit wehmütig langſamen Bewegungen zu, als wär' es ein Andenken, das *ihn* betreffe. Er wiegte es mit ſeinem langen Arm hin und her. Der Profeſſor ſtörte ihn nicht.

„Fridolin!“ ſagte er endlich, als dieſer, den Hut auf dem Kopf, ſchon in die Thür getreten war, um zu gehn.

„Adieu, mein Sohn. Ich muß fort.“

„Ja ſo, du mußt fort. Ich wollte dir noch etwas ſagen.“

„Wenn ich wiederkomme!“

„Wenn du wiederkommſt, dann ſind auch deine jungen Leute, deine Leibſchwaben, deine Kunſtjünger da; dann kann ich nicht, wie Bruder zum Bruder, mit dir reden. Eine Minute, Fridolin! Haſt du noch eine Minute?“

„Zwei hab' ich noch übrig,“ erwiderte Fridolin und ſah nach der Uhr.

„Ich hab' mir's wieder überlegt, Kunſtbruder;“ der Lange, indem er das ſagte, ſuchte ſcherzhaft zu lächeln. „Ich bin nun ganz mit mir einig. Auf den Reſt meines Urlaubs werde ich verzichten. Morgen früh werd' ich abreiſen. Ich bin dir zur Laſt.“

„Was biſt du?“ — Fridolin trat unwillkürlich wieder ins Zimmer hinein, wie um beſſer zu hören. „Ein Hansnarr biſt du!“ ſetzte er dann gefaßter hinzu.

„Da iſt zunächſt Judica,“ fuhr Bruder Philipp mit ſeiner etwas tonloſen Kanzelſtimme ruhig fort, während er das Täſchchen wieder auf und nieder wiegte. „Das Kind iſt unterhaltend, ſagſt du; es erheitert dich, ſagſt du. Ich danke dir. Ja, es iſt vielleicht ein unterhaltendes Kind. Aber es iſt ein unerzogenes Kind — ein Kind, dem die Mutter fehlt — —“

Hier wurde er zunächſt ſtill; und ohne ihn zu ſehen, hätte man ſchon an der Art ſeines Verſtummens gehört, daß ein ungetröſteter Witwer geſprochen hatte.

„Nun, wir laſſen ihr ja eine Erzieherin kommen, wenigſtens ein Stück von einer Mutter,“ entgegnete Fridolin.

„Da iſt dann alſo zweitens die Erzieherin,“ fing

Bruder Philipp, den Faden seiner Logik fortspinnend, wieder an. „Wir kennen sie nicht; sie kann auch unterhaltend sein; sie kann das Gegenteil sein. Du bist der liebenswürdigste Verehrer der Weiblichkeit, wenn sie dir — Kopf und Herz etwas warm machen; aber sie sind dir zuwider wie die Spinnen, wenn sie dich langweilen. Soll ich mir vielleicht übermorgen schon sagen: die Erzieherin meiner Judica ist ihm zuwider wie eine Spinne, und ich hab' ihm diese Spinne in seine Schachtel gesetzt?"

„Bei alledem muß ich fort," erwiderte Fridolin, der wieder auf die Uhr sah.

„Da bin dann also drittens ich," fuhr der Bruder fort, der bei der Vertiefung in sein Thema keine Unterbrechung mehr hörte. „Ein morsches Stück Fleisch, dem sein bißchen Leben und Glück abhanden gekommen ist; eine traurige Ruine. Ganz und gar der Gegensatz zu dir. Ich rege dich durch den Gegensatz an, sagst du. Ich danke dir. Aber was zahlst du für diese Anregung, Fridolin? Du hast in deiner großen Junggesellenwohnung bequem gelebt wie ein Prinz; jetzt schläfst du in deinem Studierzimmer —"

„Im Schutz Apollos!" rief Fridolin dazwischen, den Zeigefinger auf den Apollo von Belvedere gerichtet, der, in der Ecke auf eine Säule gestellt, über dem Bett emporragte.

„Es war schon vordem immer nur die Frage, ob man in deinen Zimmern sich selbst, oder irgend einer Gipsfigur den Hals brechen werde; jetzt ist es mir rein unbegreiflich, daß wir nicht jeden Morgen

und jeden Abend einen Schwerverwundeten hinaustragen. Und für was opferſt du dich auf? Weil du mich ‚retten‘ wollteſt, wie du ſagteſt; weil du mich aus meinem verödeten kleinen Neſt in andere Luft bringen wollteſt; weil du mich zerſtreuen und erheitern wollteſt. Du wirſt mich nicht retten, Fridolin. Ich bin noch jung, ſagſt du. Aber du wirſt mich nicht zerſtreuen und erheitern. Du wirſt ſehen, daß du mich weder zerſtreuen, noch erheitern kannſt; denn mir iſt nicht zu helfen.“

„Ich werde dich noch ſowohl zerſtreuen, als auch erheitern; aber jetzt muß ich fort!“

„Denn da iſt nun noch viertens meine unglückſelige Neigung, alles ernſthaft zu nehmen, über alles zu disputieren, mich gegen jeden Widerſpruch zu ereifern — — Du willſt gehn? Gut, ich gehe mit.“

„So nimm deinen Hut!“

„Ich nehme meinen Hut —“ (Er griff nach dem Klavier, nahm aber ſtatt eines Hutes Fridolins rotes Fez in die Hand, blieb ſtehn und fuhr fort:) „Meine geradezu unüberwindliche Unart, aus Anhänglichkeit an meine Ueberzeugungen bockbeinig, ausfällig, ſogar grob zu werden; eine Unart, von der d u mich leider am wenigſten kurieren kannſt, weil deine Lebhaftigkeit, deine Hitze mich nur immer von neuem reizt —“

„Ein Viertel auf Sechs!“ rief Fridolin aus und trat ins andere Zimmer, um nun endlich zu gehn.

„Wie leider wieder heute nachmittag,“ fuhr Philipp fort, „als ich mich fortreißen ließ, unbrüderlicherweiſe heftig zu werden; weil du in dieſem unſeligen

Kampf des Staats gegen die Kirche dich des geradezu gewaltthätigen Staats mit einem Ungestüm annahmst —"

„Des gewaltthätigen Staats?" rief Fridolin zurück. „Mein teurer Philippus, gegen dieses Wort könnt' ich dir Dinge sagen — Gegenbeweise — wenn ich nicht fort müßte —"

„Was könntest du mir noch sagen, das ich nicht heute nachmittag schon Punkt für Punkt widerlegt hätte? Womit wolltest du den höchst berechtigten Unwillen entkräften, mit dem ein Mann von Rechtsgefühl und Gewissen, ein Mann von heiligen und sittlichen Ueberzeugungen sich gegen diese Selbstüberhebung der weltlichen Gewalt empören muß? Gegen diese —"

„Selbstüberhebung? Der weltlichen Gewalt?" — Fridolin kam einen Schritt zurück. „Selbstüberhebung? Wir? Der Staat? Unser toleranter, menschlicher, gemäßigter, für alle sorgender Staat? — Aber ihr geistlichen Menschen, ihr kennt ja weder ihn, noch euch selbst; ihr wollt blind sein und seid es; euch ist nicht zu helfen!"

„Uns ist nicht zu helfen? Warum nicht? Aus welchem Grunde wäre uns nicht zu helfen? Weil wir die oberflächliche Altklugheit, die Naseweisheit, die Wichtigthuerei deines edlen Staats" (Fridolin war drei Schritte fortgegangen, blieb nun wieder stehn) „nicht imponierend finden, weil wir ein höheres Ideal haben, darum also ist uns nicht zu helfen? Weil wir das Kommandieren so eines naseweisen Staats in die Kirche hinein unerträglich finden —"

„In welche Kirche? Was geht diese Kirche dich

an? Wenn du die Bäffchen eines proteſtantiſchen Paſtors trägſt, mußt du dich dann des Papſtes und ſeiner Unfehlbarkeit annehmen? — Alle Teufel, ich muß fort!“ Er war an der äußeren Thür.

Indeſſen Philipp kam ihm mit drei großen, langgezogenen Schritten ins andere Zimmer nach.

„Ich nehme mich der Unfehlbarkeit an? Wie kannſt du ſagen, daß ich mich der Unfehlbarkeit annehme? Ich verwerfe den Papſt und ſeine Unfehlbarkeit; ich kenne ihn nicht, ich brauche ihn nicht, ich will ihn nicht; wie kannſt du dann ſo leichtſinnig, ſo frivol ſein, zu ſagen, ich nehme mich ſeiner an?“ (Fridolin kam zurück, ſchüttelte zornig ſeine Jupiterlocke gegen des Bruders hochgerötetes Geſicht und wollte reden; jedoch Philipp fuhr fort:) „Nein, ich nehme mich weder des Papſtes noch ſeiner Unfehlbarkeit an; aber der Religion! Was will euer Staat? Er will die Menſchen erziehen, er allein, ohne Religion! Kindiſch! Unmöglich! Ihr mögt die Welt philoſophiſch zuſammenflicken und chemiſch zerſetzen, ihr mögt euch euer Geld durch Aktienſchacher erſchwindeln und an der Börſe verſpielen — aber ihr ſeid und bleibt nur eine höhere Affenart, ohne Religion!“

„Ich danke dir!“ entgegnete Fridolin, der nun endlich zu Worte kam, mit gereizter Stimme. „Alſo wenn ich in den wahren Spiegel deiner Seele blicke, ſo ſehe ich mich da nur als einen höheren Affen! Weil ich den Unſinn bekämpfe, den die Feinde deiner eigenen Kirche zum Weltgeſetz machen wollen, bin ich, dein Bruder, dir nur ein höherer Affe!“

„Du mir nur ein höherer Affe? Hab' ich dich gemeint? Wie kannst du mir meine Worte so im Munde verdrehen —"

„Ich verdrehe dir deine Worte? Hast du uns nicht alle miteinander höhere Affen genannt —"

„Ohne Religion!"

„Ohne welche Religion? Ohne eure entartete, handwerksmäßige, eingebildete, in ihrem eigenen Morast ertrunkene Religion! Behaltet sie für euch, eure Religion! Was thut ihr damit? Ihr vertreibt die Religion mit enrer Religion!"

„Wir vertreiben die Religion mit unserer Religion? Gott im Himmel, und solchen Unsinn höre ich mit an!"

„Solchen Unsinn — — und das sagst du mir?"

„Nun, wem denn anders, als dir? Hat denn ein anderer ihn gesprochen, als du? — Wir vertreiben die Religion mit unserer Religion! Ich nehme mich des Papstes und seiner Unfehlbarkeit an! Uns ist nicht zu helfen! Wir wollen blind sein und sind es! — Und das alles, das alles höre ich geduldig mit an!"

„Du hörst es geduldig mit an? Auf jedes meiner Worte mit Beleidigungen antworten, das nennst du geduldig mit anhören? Nun so bitte ich Gott, mich nie erleben zu lassen, daß du etwas ungeduldig mit anhörst! — Ich sage dir nur noch eins:" (er wandte sich zum siebentenmal zur Thür, und drehte sich an der Thür zum siebentenmal herum) „Menschen wie mich vertreibt ihr durch enre Religion aus der Religion! Ich habe meinen Gott, ich brauche meinen

Gott, ich weiß, daß ich nur ein unbedeutender, kleiner Kunstprofessor bin gegen meinen Gott; aber euer Gott, dem ihr euren schwarzen Kleidrock angezogen, dem ihr eure Priestermütze aufgesetzt und euer unduldsames Herz eingesetzt habt, der ist mir für meinen Gott" (er suchte das Wort) — „für meinen Gott zu dumm! Und ihr taugt zum Verfluchen und zum Whistspielen, aber nicht zum Erziehen der Menschheit!"

Diese Rede griff dem Pastor Philipp zu hart ans Herz. Er verwickelte seine großen Hände vor Aufregung ineinander. Er atmete schwer. Er keuchte endlich hervor: „Und ich will glauben, Fridolin — ich will glauben, zu deiner Ehre, daß du dies alles in einem Anfall von Irrsinn gesprochen hast!"

In diesem Augenblick schlug die Uhr auf der Kommode, einer alten Rokokokommode, halb Sechs.

„Heiliger Gott! Halb Sechs! Die Vorlesung!" — Fridolin stand wie betäubt. Er stand da und horchte, als müsse die Uhr noch einmal und anders schlagen. Dann riß er die Thür zum Vorplatz auf und stürmte hinaus.

Philipp starrte ihm nach. Auf einmal war er tief erschrocken; noch ohne zu wissen, warum. Er hörte die Treppenthür auffliegen und wieder zufallen. Dann ward es still. Dann glaubte er noch ein paar laute Worte, einen Fluch oder etwas Aehnliches zu vernehmen; auch das verhallte. Plötzliche tiefe Stille nach dem lauten Streit. Er sah im Zimmer umher, sonderbar verwirrt. Sein Blick fiel in einen alten Spiegel mit Figurenschnitzwerk an der Wand, der ihm

ſeine eigene Geſtalt zeigte. Wie ſeltſam befremdet blickte er auf dieſes ſeltſam befremdet auf ihn blickende, gerötete, dann nach und nach erblaſſende Geſicht. Die glühenden Augen, die bleichen, bartloſen Lippen, die lange Geſtalt im Schlafrock verſtörten ihn ſehr. Endlich fuhr er zuſammen, als plötzlich eine ſchnarrende Stimme hinter ihm ſprach:

„Fridoline! Ne unquam immemor sis te philosophum esse.“

„Wer ſpricht?“ fragte er unwillkürlich.

„Wer ſpricht?“ wiederholte die Stimme. Darauf folgte ein lautes, ſonderbares Lachen.

Philipp erkannte nun erſt den philoſophiſchen Ratgeber, der ihn aus ſeinem Käfig in der Ecke angerufen: den rotſchwänzigen Papagei, den einzigen Freund Fridolins im ganzen Vogelgeſchlecht, den „außerordentlichen Profeſſor“, wie Fridolins Kunſtjünger ihn nannten. Er ſaß auf ſeiner vergoldeten Stange und wandte dem Paſtor den Kopf von der Seite zu; ſein kluges, rundes Auge ſchien zu ſagen, daß er ſich nach Gebühr über ihn luſtig mache.

Philipp, ſtatt zu lachen — ſeiner melancholiſchen Seele war in dieſem Augenblick auch der Gedanke unmöglich, daß man lachen könnte — warf auf den unheimlichen Vogel einen verwirrten Blick; trat dann, beinahe haſtig, durch die Thür und kehrte in Fridolins Arbeitszimmer zurück. Da ſtand er. Er hob das lederne Täſchchen auf, das er abermals von der Etagere herabgeriſſen hatte. Indem er es in der Hand hielt, fiel ihm wieder ein, warum er vorhin hergekom-

men war. Er war gekommen, ſeinem brüderlichen Herzen Luft zu machen, einmal alles zu ſagen, was er über Fridolins Seelengüte, Opferfreudigkeit, unermüdliche Teilnahme und Fürſorge, über ſeine eigene Dankbarkeit und ſtille Rührung auf der Seele hatte; und zugleich dem Bruder die Beleidigungen abzubitten, die ihm heute nachmittag im Eifer des Streits entſchlüpft waren. Dies war meine Abſicht! dachte er und ſeufzte. „Ich hab' ſie nicht erreicht!" ſetzte er laut hinzu.

Der Papagei nebenan hatte dieſes Selbſtbekenntnis, ſo gedämpft es geſprochen war, offenbar gehört; denn in ſeiner ſonderbar ironiſch klingenden Sprechweiſe, wie zum Spott, wiederholte er: „Ich hab' ſie nicht erreicht!"

Philipp ging aufgebracht zur Thür und machte ſie zu.

Mit elegiſch langſamen Bewegungen wand er ſich dann zwiſchen Flügel und Stehpult, Bücherſchrank und Bildermappengeſtell, Lehnſtühlen und Gueridons hindurch, bis er den geſchnitzten Renaiſſanceſeſſel vor dem großen Schreibtiſch erreicht hatte; ſetzte ſich, nahm einen Bogen Briefpapier (kleines Format, mit Fridolins Monogramm), ſeufzte, nahm einen aus Elfenbein geſchnitzten Federſtiel zur Hand und fing an zu ſchreiben:

„Mein lieber Bruder! Ich habe nun alſo leider aufs neue bewieſen, daß ich Dir zur Laſt, daß ich in Deinem Hauſe überflüſſig bin. Dieſen Beweis, glaube ich, habe ich geliefert. Wenn die Exiſtenz eines verfinſterten, trübſinnigen, durch das Unglück leider nicht

veredelten Menſchen, der nicht einmal die Gabe hat, in der Form liebenswürdig zu ſein, und der durch ſeine beſprochene unglückſelige Neigung, ſich gegen jeden Widerſpruch zu ereifern, allemal zu unbrüderlicher Heftigkeit ſich fortreißen läßt, — wenn die Exiſtenz eines ſolchen Menſchen überflüſſig iſt, ſo brauchen wir nun wohl jenen Satz nicht mehr zu beweiſen. Morgen früh alſo verlaſſe ich mit Judica — der die Vorſehung vermutlich aus höheren Erziehungsabſichten ſo einen Vater geſchenkt hat! — Dein gaſtliches Haus, und kehre mit dem Reſt meines Urlaubs in mein ‚Neſt‘ zurück. Gott lohne Dir — beſſer, als ich es konnte — all Deine Güte und Liebe; wenn er Dir auch eines Tages durch die Fügung der Weltgeſchicke beweiſen wird, daß ich recht hatte, und daß die Selbſtüberhebung des idealloſen, gewaltthätigen Staats am Felſen der Religion zerſcheitern wird.

Dein unglücklicher Bruder
Philipp.“

Er hatte geſchrieben und ſeufzte; dann faltete er den Bogen, ſiegelte, ſchrieb die Aufſchrift: „An Fridolin“, und wand ſich auf dem Wege, auf dem er gekommen war, wieder hinaus.

II.

Professor Fridolin — diesen Namen, den seine Freunde ihm gegeben, den die Welt sich angeeignet hatte, denke ich ihm zu lassen — Professor Fridolin hatte die Sitte bei sich eingeführt, seine Lieblingsschüler von den drei Akademien, an denen er Kunstgeschichte lehrte, an einem Abend jeder Woche einzuladen und nach den „Gesetzen des Hauses" (wie sie nach und nach durch zahlreiche ungeschriebene Kompromisse mit Frau Ritter festgestellt worden waren) zu bewirten. Doch da er sich im letzten Jahr gewöhnt hatte, mit Vorliebe abends und in die Nacht zu arbeiten, und da er weder dieser Gewohnheit, noch jener geheiligten Sitte entsagen wollte, so hatte er zwischen beiden gleichsam ein Abkommen getroffen: seine Jünger — oder die „Leibschwaben", wie man sie zu nennen pflegte — fanden ihre Tafel im Papageienzimmer gedeckt, während der Professor in seinem Allerheiligsten saß, studierte und schrieb; es wäre eine Unthat wie Tempelraub gewesen, ihn in diesem Asyl zu stören; aber es war ihr Recht, „mit edler Mäßi-

gung“ laut und luſtig zu ſein, und von Zeit zu Zeit erſchien der „Meiſter“ in der Thür, um eines ſeiner blühenden Scherzworte unter ſie zu werfen, oder einen ins Unmögliche hinaufgekletterten äſthetiſchen Streit durch ein weiſes Wort auf den Boden der Wirklichkeit zurückzurufen.

Es waren ihrer fünf, die an dieſem Abend — anderthalb Stunden, nachdem der Paſtor ſeinen kummervollen Brief geſchrieben hatte — die drei Treppen zu Fridolins „Turmwohnung“ erſtiegen, unterwegs alle Echos des Treppenhauſes durch eine leidenſchaftliche Debatte über die Vorzüge der Malerei vor der Skulptur in Aufruhr bringend. Sie klingelten; Frau Ritter ſelber öffnete ihnen die Thür und lächelte ſie an. Es war das angenehme mütterliche Lächeln, mit dem ſie jeden (ehemaligen oder gegenwärtigen) Leibſchwaben ihres Profeſſors zu begrüßen pflegte; denn wiewohl ihr eigentliches Lebensgefühl das Gefühl der Verehrung für Profeſſor Fridolin war, den ſie für den außerordentlichſten aller Menſchen hielt, ſo hatte ſie doch zu viel Macht und Würde neben ihm gewonnen, um nicht auf die Jünglinge, denen er geiſtiger Vater war, mit einem gewiſſen Mutterblick herabzuſehn. Sie hatte überdies drei Säulen, an denen ihr Selbſtgefühl ſich emporrankte: die Zeit ihrer Mädchenſchönheit (o ferne Zeit!), in der ſie von Malern und Bildhauern bewundert, und auf geſchenkten Parkettſitzen durch Ludwig Devrients „ſcheniales“ Spiel begeiſtert worden war; und ihre mittelbare Nachkommenſchaft, die Kinder ihres „ſtudierten“ Bruders: einen

Neffen (die zweite Säule) und eine Nichte (die dritte); zwei Menschen, von denen sie so Großes und Hoffnungsvolles zu sagen wußte, daß der Professor sich endlich entschlossen hatte, die Nichte — obwohl noch niemand sie gesehen — als Versuchserzieherin für Judica in sein Haus zu berufen. Seitdem ihr dieser Entschluß in feierlicher Sitzung, nämlich in Gegenwart des Pastors und seiner Tochter, mitgeteilt worden war, hatte Frau Ritters Lächeln, nach der Behauptung der „Leibschwaben", einen noch mütterlicheren Charakter angenommen; und es erreichte heute den Zenith der Mütterlichkeit, da der Abend gekommen war, an dem diese hoffnungsvolle Nichte das erwartungsvolle Haus betreten sollte.

„Guten Abend, Tante Ritter!" (niemand von ihnen nannte sie anders) sagte der vorderste der fünf, und hängte seinen Ueberzieher, den er in jugendlicher Ungeduld schon auf der Treppe ausgezogen hatte, an den großen Kleiderriegel, der den Vorplatz verengte. „Ist der Herr Professor schon aus der Vorlesung zurück?"

„Ich hab' ihn geräuchert," erwiderte Frau Ritter, „und hab' ihn nachlegen lassen; er ist aber noch nicht zurück."

„Sie werden täglich schöner, majestätischer, Tante Ritter!" sagte der zweite, der kleinste, und küßte ihr mit übermütiger Galanterie die Hand.

Es erfolgte hierauf ein leichter Klaps auf die Hand, mit der er die ihre ergriffen hatte. „Und Sie werden wohl nie was anderes werden, als was Sie

ſind," erwiderte Tante Ritter; „und man wird Ihnen höchſtens zum Profeſſor der Allotria machen."

„Geben Sie uns heute warmen oder kalten Braten, Tante Ritter?" fragte der dritte. „Es iſt ja der große Tag, an dem Ihre große Nichte einziehen ſoll."

„Iſt ſie ſehr hübſch, die Nichte?" fragte der zweite wieder, der den Charakter als Don Juan unter den Leibſchwaben (ſie nannten ihn „Frivolin") angenommen hatte.

„Singt ſie?" fragte der vierte.

„Iſt ihre Erſcheinung mehr maleriſch oder mehr plaſtiſch?" fragte der fünfte, und lachte; da er die Eigenſchaft vieler Menſchen hatte, über ſeine Witze ſogleich nach ihrer Geburt herzlich zu lachen.

„Wie iſt ihre Architektur?" ſetzte der erſte hinzu.

„Sie ſind alle gottloſes Volk, und mein kalter Braten verbrennt," antwortete Frau Ritter; worauf ſie mit ihren ſanften Schritten vom Vorplatz in die Küche entſchwebte.

Die jungen Männer traten lachend und ſingend in das Papageienzimmer ein, in dem der Tiſch ſchon gedeckt ſtand. Der „außerordentliche Profeſſor", oder „der weiſe Pittacus" — wie ſie dieſen psittacus erithacus (rotſchwänziger Papagei) umgetauft hatten — ſaß bewegungslos auf der oberen Stange, hatte die Augen geſchloſſen und ſchien zu ſchlafen. Aber aus dem Nebenzimmer, dem „Allerheiligſten" Fridolins, ertönte eine Art von Geſang; eine rauhe, kaum mehr melodiſche Tonfolge, die eine verunglückende Erinnerung an ein bekanntes Schubertſches Lied zu ſein ſchien.

Die Leibschwaben horchten. „Wäre das Pastor Philippus?“ fragte der eine halblaut.

„Das ist nicht die hohle Grabesstimme des Pastors Philippus,“ erwiderte „Frivolin“; „nie singt ein Pastor so falsch. Das ist eine Naturerscheinung, die man näher erforschen muß.“

Er öffnete die Thür.

Auf Fridolins Bett, über die türkische Decke, die es verhüllte, hatte sich mit auffallender Vertraulichkeit ein junger Mann mit langen Beinen hingestreckt, hielt eine bläulich rauchende Zigarre von sich ab, und sang jene von sich selbst verlassene Melodie vor sich hin. Der schwarze Hut, den er noch auf dem Kopfe trug, war ihm über die Stirn und über die Augen gesunken; man konnte von seinem Gesicht nur die ins Römische spielende Nase, ein Stück vom Kinn und das Profil seiner Lippen sehn. Aber um den bartlosen Mund regte sich, sobald er zu singen aufhörte, ein so besonderer, fein ironischer Zug, daß er den Eigentümer der über ihm gewölbten Nase, gleichsam wie ein steckbrieflich beschriebenes besonderes Merkmal, verriet. Der kleine „Frivolin“ richtete sich hoch auf und rief aus: „Mensch, du bist Leopold!“

Der junge Mann auf dem Bett erhob sich, ohne etwas zu erwidern. Er setzte sich auf die Kante, betrachtete die fünf, die in den verengten Raum wie im Gänsemarsch hintereinander eintraten, und stand dann, als auch der letzte die Thür hinter sich hatte, lang und langsam auf. Ein nicht unliebenswürdig sarkastisches Lächeln überflog sein Gesicht. Er ließ

ſich Zeit, ehe er die Geſellſchaft anders als mit dieſem Lächeln begrüßte. Seinen Hut zurückſchiebend, ſo daß die ſtark ausgearbeitete Stirn ſichtbar ward, führte er den ſcharfen, gewohnheitsmäßig beobachtenden Blick ſeiner grauen Augen noch einmal von einem zum andern, und ein Ausdruck unwillkürlicher Ueberlegenheit blieb eine Weile in ſeinen Zügen ſtehn. Bis er endlich, vor ſich hin nickend, den Mund öffnete und ſagte: „Es iſt merkwürdig. Ihr ſeht alle noch auf den Buchſtaben genau ſo aus, wie vor einem Jahr. Guten Abend, ihr Männer!“

„Haſt denn du dich verändert?“ gab der kleine Frivolin, etwas empfindlich, zurück. „Doch ja, er hat ſich verändert. Seht, er trägt ſich nach der neueſten Mode. Er hat ſich ſeinem Schneider untergeordnet. Er trägt einen Cylinder und Lackſtiefel. Wenn ich fragen darf, Leopold, wann bekommt man denn deine Hand?“

„Hier ſind alle beide,“ erwiderte Leopold lächelnd; „empfindlicher junger Mann! Ich machte mir nur erſt das Vergnügen, euch ein wenig zu betrachten, — als Naturforſcher, der ich bin. Ihr Kunſtforſcher habt euch allerdings, wie man ſehen kann, die Freiheit von der Mode und die ſouveräne Herrſchaft über den Schneider erhalten. Eure geſinnungsvollen Halsbinden, eure überzeugungstreuen Weſtenformate — noch dieſelben, wie vor einem Jahr! Ihr wart ſtandhafter als ich. Ja, ja. Dieſe Hemdkragen; unternehmend und doch edel. Mich hat die Welt ſo weit heruntergebracht, daß ich, ohne vor Scham zu erröten, ausſehe wie jedermann.

Der Schneider denkt, und ich ziehe ſeine Gedanken an; Teilung der Arbeit; das moderne Prinzip. Guten Abend, Riſotto! ‚Deine blauen Augen ſchauen immer noch zum Himmelslicht.‘ Ich ſehe, du haſt noch alle deine Ideale.“

Der Jüngling mit den ſanften, blauen Augen, den Leopold ſo begrüßte, war ein Hüne von Geſtalt, dem man deshalb das Beiwort „Rieſe“ noch durch die vergrößernde italieniſche Endung „otto“ verſtärkt hatte; doch war dabei das minder ehrenvolle „Riſotto“ herausgekommen.

Riſotto errötete nach ſeiner Gewohnheit; dann erwiderte er mit ſeiner zarten Stimme, die aus dem Munde eines ſolchen Rieſen jedesmal überraſchte: „Ich hoffe, du biſt von unſern Idealen nicht abgefallen, — wenn du auch nach deinem Beruf nicht mehr zu uns gehörſt.“

„Ich gehörte nie zu euch,“ entgegnete Leopold. „Es war nur eine Grille von mir, ein Jahr lang Kunſt zu naſchen, eh ich mich ganz darauf warf, die Natur zu verdauen.“

„Wie du das wieder ausdrückſt!“ ſagte Riſotto, der abermals — diesmal aber vor Unwillen — errötete. „Ein ideales Streben, das du hatteſt, ſo zur ‚Grille‘ zu machen!“

„Ich liebe die hohen Worte nicht,“ antwortete Leopold mit etwas altkluger Kälte.

„Du haſt Fridolin noch nicht geſehn?“ fragte der kleine Frivolin.

„Nein. Ich erwartete ihn.“

„Du willſt hier mit uns zu Abend eſſen?“

„Ich denke.“

„Wie ich höre,“ fuhr Frivolin mit wichtiger werdendem Geſichtsausdruck fort, „biſt du Darwiniſt.“

„Ich bin Darwiniſt.“

„Entwickelungstheorie?“

„Entwickelungstheorie.“

Leopold ſchwur bei ſich im ſtillen, daß dieſes Wort „Entwickelungstheorie“ ungefähr alles ſei, was Frivolin davon wiſſe; er unterdrückte aber diesmal die Ironie ſeiner Mundwinkel und ſchwieg.

„Entwickelungstheorie,“ wiederholte Riſotto mit einem Ton, in dem er einen ſchmerzlichen Vorwurf und ein ſanftes Bedauern zuſammenmiſchte. „Du hatteſt früher, mit uns, ein — wie ſoll ich ſagen — eine höhere, eine philoſophiſche Weltanſchauung.“

„Damals war ich ein Narr!“

Auf dieſe kurze Antwort entſtand eine Pauſe. Die fünf Jünger der Kunſt ſahen einander an und ſchwiegen. Nur Frivolin, indem er langſam, gedankenvoll vor ſich hin nickte, ſchien ſich die Zuſtimmung zu dieſer Ketzerei von einem höheren Standpunkt aus vorzubehalten.

Die peinliche Stille dauerte nicht lange. Die Stimme der Frau Ritter, dann die Fridolins ward vom Vorplatz vernehmbar. „Iſt mein Leopold da!“ rief er mit ſeinem herzlichen Pathos aus. Gleich darauf trat er in die Thür, und glänzende Freude in den Augen, die beiden Arme etwas feierlich ausbreitend, blieb er ſtehen und ſagte:

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!

Erst nachdem er diese Verse aus der „Iphigenie“ mit schönster Betonung gesprochen, ging er auf den ihm entgegentretenden Leopold zu, schloß ihn in die Arme und küßte ihn auf den Mund.

„Und somit heiße ich dich willkommen!“ setzte er dann hinzu. „Hast du Hunger oder Durst, so sage der Tante Ritter deine Wünsche. Und nun zuerst zu den Geschäften, ehe ich mich den Freuden des Wiedersehens widme!“

Er wandte sich zu den Leibschwaben, faßte zwei von ihnen ins Auge und den, der ihm zunächst stand, am Arm. „Du siehst hier diese Kommode,“ sagte er.

„Ja, die sehe ich.“

„Diese Kommode ist für Fräulein Ottilie Ritter, die erwartete Nichte, auszuräumen. Ihr Inhalt besteht aus —“

„Papieren, Scharteken und Westen.“

„Ganz recht. Unterrichteter junger Mann! Es wird von euch beiden zukünftigen Architekten erwartet, daß ihr die Entleerung dieses Gebäudes in der nächsten Viertelstunde bewerkstelligt, und mit architektonischem Scharfsinn andere Räumlichkeiten für die ausgeräumten Papiere, Scharteken und Westen ausfindig macht. Dies

sei der Beruf,
Wozu der Meister euch erschuf!

Denn wer sich seinen Hunger nicht verdient, verdient nicht, daß er ihn stille.“

Professor Fridolin sprach noch, als die jungen Männer schon vor der Kommode standen und knieten und ihre Schubladen leerten. Fridolin winkte nun Risotto zu sich heran (neben dem er selber klein und zierlich wurde); aber eh er ihn anredete, warf er noch einen freudigen, zärtlichen Blick auf Leopold und sagte: „Wie ähnlich er seiner Mutter geworden ist! — Mein Sohn, seit wann bist du hier in Berlin?"

„Seit heute nachmittag."

„Du hattest vermutlich deiner Mutter versprochen, ihr sogleich zu schreiben?"

„Ja."

„Und hast es vermutlich noch nicht gethan?"

Leopold schüttelte den Kopf.

„Aber du wünschest nicht ohne den Segen deiner Mutter durch das Leben zu gehn?"

„Eigentlich nicht!" erwiderte Leopold.

„So verdiene dir den Segen deiner Mutter, und damit dein Abendessen!" fuhr Fridolin fort; bot dem Jüngling seinen Arm und führte ihn mit heiterer Galanterie an den großen Schreibtisch. „Hier ist ein Stuhl" (er drückte ihn sanft darauf nieder), „hier eine Feder" (er gab sie ihm in die Hand) „und hier eine Korrespondenzkarte; eine große Erfindung für dieses verkommene Zeitalter! — Schreib. Wir grüßen die Fürstin Mutter," setzte er mit der Handbewegung eines Fürsten hinzu.

Leopold lächelte und schrieb.

„Nun zu Ihnen, Risotto!" fing der Professor wieder an. „Ich hatte Ihnen den ehrenvollen Auf-

trag erteilt, die erwartete Nichte am Bahnhof zu empfangen und unter dem Schutz Ihrer Endlosigkeit in dieses Haus zu geleiten. Warum sind Sie hier, mein Sohn, und nicht auf dem Bahnhof?"

„Der Zug kommt erst um Neun."

„Wissen Sie das gewiß?"

„Ich glaube ganz bestimmt."

„Was für eine wunderbare Bereicherung der Logik!" rief Fridolin aus; „ich glaube ganz bestimmt! Ich glaube, was ich nicht weiß; ‚ich glaube ganz bestimmt' heißt also im gemeinen Deutsch: ich weiß ganz bestimmt *nicht*. Mann der körperlichen Endlosigkeit und der geistigen Begrenzung" (Risotto errötete stark), „nehmen Sie Ihren Hut! Ich fürchte ganz bestimmt, Sie kommen sonst zu spät. Verdienen Sie sich Ihr Abendessen, indem Sie es erwarten; und glauben Sie ganz bestimmt, daß man es Ihnen aufheben wird."

„Gut, ich gehe auf der Stelle," erwiderte Risotto; „obgleich ich wirklich ganz bestimmt — —"

Leopold stand auf. „Ich habe geschrieben," sagte er mit Genugthuung.

„Soll ich die Postkarte mitnehmen?" fragte Risotto.

„Sie dürfen sie mitnehmen," antwortete Fridolin.

Der Riese streckte einen seiner mächtigen Arme aus und ergriff die Postkarte; Fridolin trat aber hinzu und nahm sie ihm wieder aus der Hand. „Zuerst die Frage, mein Sohn! Was thun Sie, wenn man Ihnen eine Karte, einen Brief anvertraut, mit der Aufgabe, ihn in den nächsten Briefkasten zu stecken?"

„Ich — ich nehme ihn.“

„Und dann?“

„Dann steck' ich ihn in die Tasche.“

„Beklagenswerter Irrtum! Hat die Tasche ein Gedächtnis? Nein. Erinnert sie dich an sich? Nein. Bist du sicher, daß der Brief nicht eine Woche, einen Monat, ein Vierteljahr in dieser Tasche verweilen wird? Nein. Was wirst du also thun? Antworten Sie, junger Mann! — Er versinkt in tiefes Schweigen. — Sie werden den Brief in der Hand behalten, bis Sie ihn dem zuverlässigeren Schlund des Briefkastens überantworten.“

„Sehr wahr!“ entgegnete Risotto. Er nahm die Postkarte zwischen zwei Finger, lächelte wie ein großer, kluger Knabe, der etwas Neues gelernt hat, empfahl sich und ging.

„Mein teurer Rudolf!“ sagte Fridolin, der sich nun an den vierten seiner Leibschwaben wandte, indem er von dem kleinen Schreibtisch, der nahe am Balkonfenster stand, einige bedruckte Blätter nahm: „du kennst diesen Korrekturbogen?“

„Ja. Ich hab' ihn gestern abend für dich gelesen —“

„Mit mir zusammen,“ setzte Frivolin hinzu.

„Es kann kein Fehler mehr drin sein,“ fuhr Rudolf fort (der junge Mann, der über seine Witze so herzlich lachte); „denn wir haben uns die furchtbarste Mühe gegeben —“

„Gemeinschaftlich,“ setzte Frivolin hinzu.

„Dennoch hab' ich mir erlaubt,“ entgegnete der

Professor, „den Korrekturbogen noch selber nachzulesen; und es schmerzt mich, euch mitteilen zu müssen, daß ich, eurer furchtbaren Mühwaltung zum Trotz, zwei unentdeckt gebliebene Fehler gefunden habe. Hier, meine Freunde: dieses umgefallene u, und dieses ‚Veränderung' statt ‚Verwunderung'. Es hatte einen Sinn, wenn ich schrieb: ‚Zu seiner großen Verwunderung blieb alles genau wie es war.' Aber ich glaube, es wäre nicht gut, wenn ich geschrieben hätte: ‚Zu seiner großen Veränderung blieb alles genau, wie es war.' Ich fürchte, Leser von schroffer Ausdrucksweise würden diesen Satz einen Unsinn nennen. Aus diesem Grunde hab' ich mir erlaubt, das Wort ‚Verwunderung' wieder herzustellen."

„Merkwürdig! Unglaublich!" sagte Rudolf, die Augen weit aufreißend, als könnten sie dadurch ihr Versehen noch nachträglich gut machen. „Wir haben doch alle beide —"

„Diese Seite, glaube ich, hab' ich nicht durchgesehn," fiel Frivolin ihm ins Wort.

„Doch! grade diese!" erwiderte Rudolf entrüstet.

„Streitet nicht, junge Thoren! Wer die Schuld von sich abwälzen will, wälzt sich damit noch eine zweite auf. Warum mute ich euch zu, so einen Korrekturbogen zu lesen? Sollt ihr eines Tages euer Brot in Leipzig oder Berlin als Korrektoren verdienen? Niemand kann das wünschen. Wozu also? Weil es eine nützliche Turnübung für eure Augen, für euer Gehirn ist. Weil es euch zwingt, mit Auge und Verstand zugleich bei einer Sache zu sein. Ihr

hattet euch bereits überhoben, meine Freunde; verdient euch nun euer Abendeſſen dadurch, daß ihr euch ohne nutzloſe Verwunderung dieſer ‚Veränderung‘ ſchämt!“

„Fridolin!“ rief einer der beiden Bauakademiker von der Kommodenecke her, und kam dann mit einer dunkelgrünen Sammetweſte heran, die er beim Ausräumen aus einem großen Haufen von Weſten ausgeleſen hatte.

„Was wünſcheſt du?“ fragte Fridolin.

„Ich hab' noch nicht eine von deinen Weſten geerbt,“ ſagte der junge Architekt. „Wenn du mir dieſe da vermachen wollteſt!“

Fridolin betrachtete ſie mit feierlichem Ernſt. „Es iſt eine meiner ſchönſten, ſtimmungsvollſten Weſten,“ ſagte er dann. „Sie iſt nach der Idee des Wammſes gebaut.“

„Im Geiſte dieſer Idee würde ich ſie tragen,“ antwortete der Architekt.

„Wende ſie herum!“

Der Architekt wendete ſie herum.

„Sieh da hinten nach, ob ſie ſchon eine Inſchrift hat.“

Der Architekt unterſuchte ihr Futter auf der Rückſeite. „Hier ſteht noch nichts!“ antwortete er.

„Gut! So ſei es! Nimm eine Feder und ſchreib deinen Namen auf die Rückſeite. Sobald ich dieſe Weſte entlaſſe, iſt ſie dein.“

„Ich danke dir —“

„Still!“

Der zweite der Bauakademiker, der mittlerweile die Räumung der Kommode vollendet hatte, kam nun gleichfalls mit einer Weste angeschritten. „Herr Professor!“ sagte er, und ergänzte seine Rede durch einen bittenden Blick.

Fridolin ließ sein Auge mit Wohlgefallen auf diesem Jüngling ruhen, dessen nicht schöner, aber charaktervoller Kopf für einen Menschen von Lebensernst, von tüchtiger, vielleicht auch idealer Sinnesart sprach. Er strich ihm leise über das dichte, braune Haar. „Legen Sie die Weste weg,“ gab er dann zur Antwort. „Ich hab' für Sie einen andern Beweis meiner Freundschaft, Franz.“

Die Augen des jungen Mannes leuchteten. Die Leibschwaben traten alle heran, als errieten sie, was bevorstehe.

„Jene glücklichen Alten“ — fuhr der Professor mit der ihm eigenen feierlichen Grazie fort — „jene glücklichen Griechen hatten vieles vor uns voraus; dieses eine haben wir vor ihnen: daß wir den Vorzug, den wir einzelnen Menschen geben, schon in der Form der Anrede seelenvoll ausdrücken können. Ich sage zu jedermann: Sie; ich sage zu Männern, die mir näher treten, in heitren Momenten: Ihr; ich sage zu Freunden: du. Warum beabsichtige ich nun auch zu Ihnen du zu sagen? Warum — lassen Sie mich zu Ende reden, Franz — warum will ich dir das Vorrecht erteilen, mein brüderliches Du zu erwidern? Weil durch deine Eigenschaften, deine Verdienste die Bruderschaft zwischen uns hergestellt ist, die ich keines-

wegs als ein allgemeines, angeborenes Menſchenrecht, im Gegenteil als das letzte Reſultat der Selbſtveredlung, als den Lohn der wahren Menſchwerdung betrachte. Gib mir deine Hand! Ich hab' dich beobachtet. Ich finde dich auf dem rechten Wege. In dieſem einen laß mich dir zum Vorbild dienen: ich liebe keinen Menſchen, eh ich ihn achten gelernt habe; und ich fühle mich gezwungen, jeden zu lieben, der mir Achtung abnötigt. Umarmen wir uns! Alſo: Du."

Dem guten Jungen, dem Franz, traten ein paar Thränen in die braunen Augen. Er wollte etwas ſagen, ſtotterte dann aber nur, in ſeinen Thränen lachend: „Fridolin! Du!"

Fridolin küßte ihn noch einmal auf die Stirn; dann wandte er ſich ab und ſagte heiter: „Und ſo wären wir nun mit den Geſchäften zu Ende."

Sein Blick fiel indeſſen auf den kleinen Frivolin, der ſich ihm in den Weg ſtellte, offenbar in einer Abſicht, die er nicht in Worten auszudrücken wagte. Denn er ſah nur mit ergänzenden Gebärden abwechſelnd auf den Profeſſor und auf den ſoeben zur Bruderſchaft Berufenen, lächelte dann mit einem gewiſſen ungewiſſen Lächeln, ſagte aber nichts.

Der Profeſſor zog die Augenbrauen in die Höhe; zum Zeichen, daß er ſogleich erriet, welches Verlangen ſich in Frivolin regte. Er blieb ſtehen und ſah ihn eine Weile gleichfalls ſchweigend an. Der Ausdruck unſicherer Keckheit und trotzigen Selbſtvertrauens, der auf des Jünglings Geſicht allmählich, und mehr und mehr, gleichſam verdunſtete, ſchien ihn zu ergötzen.

Endlich ſagte er: „Nehmen wir an, mein Sohn, daß ich bereits erraten hätte, was Sie ſo ſtumm von mir wünſchen. Fühlen Sie ſich würdig, dasſelbe zu erleben“ — er deutete auf Franz — „was dieſer Knabe erlebt hat?“

Der kleine Frivolin warf einen unwillkürlichen, etwas geringſchätzenden Blick auf Franz; ebenſo unwillkürlich richtete er ſich etwas höher auf. „Ich glaube, ich bin davon frei, mich zu überſchätzen,“ erwiderte er; „aber ich weiß nicht, warum ich mich unwürdig fühlen ſollte, Ihnen ſo nahe zu ſtehn, wie der gute Franz.“

„Meinen Sie?“ fragte der Profeſſor, mit humoriſtiſchem Ernſt. „Wie ſagt Hamlet, mein Freund? ‚Behandle jeden nach Verdienſt, und wer iſt vor Schlägen ſicher?‘ Wie ſage ich, Hamlet erweiternd? ‚Behandle jeden nach ſeiner eigenen Schätzung, und wem iſt nicht eine Million und eine Ehrenkrone gewiß?‘ — Ich werde Ihnen noch folgendes ſagen, Frivolin; und ſowie ich es geſagt habe, werd’ ich euch auf eine Stunde verlaſſen, da ich mit dieſem Heimgekehrten“ (er meinte Leopold) „mich unter den Bäumen des Tiergartens ein wenig austauſchen will. Junger Frivolin, Sie ſind ein begabter Menſch. Sie ſind vielleicht der Begabteſte unter den zukünftigen Menſchen, die von unſern drei Akademien ſich unter meiner Fahne der Kunſtgeſchichte verſammeln. Aber Sie haben einſtweilen noch zu viel Glauben an ſich ſelbſt, und zu wenig Glauben an unſere Ideale. Ich beobachte auch Sie! Ich hab’ in Ihnen drei Götter entdeckt, zu denen

Sie beten: den Erfolg, das Frauenzimmer und das Geld. Mein Sohn, die Kunst läßt dir durch mich, deinen Professor, sagen: ‚Du sollst keine andern Götter haben neben mir!‘ Wollen Sie ein großer Künstler werden, so schreiben Sie vor allem die Worte eines andern großen Künstlers an Ihre Thür“ (er deutete unwillkürlich auf die philosophische Inschrift an seiner eigenen):

„Die Kunst hab' ich geliebet,
Die Kunst hab' ich geübet
Mein Leben lang.
Die Künste hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet,
Drum wird mir nicht bang.“

Professor Fridolin hatte die letzten Verse mit edel pathetischen Bewegungen des rechten Armes begleitet. Dann ergriff er seinen Hut, winkte Leopold, ihm zu folgen, und ging zur Thür. Auf der Schwelle blieb er noch einmal stehn und blickte auf Frivolin zurück, der mit einem aus verschiedenen Gefühlen gemischten Erröten kämpfte. „Und was also Franz und die Bruderschaft betrifft,“ setzte er hinzu —

Frivolin horchte auf.

„So sag' ich Ihnen, mein Sohn: Ihre Stunde ist noch nicht gekommen.“

Digitized by Google

III.

Der März dieſes Jahres (es iſt lange her) war nach einem harten Winter plötzlich mild geworden; und drei Wochen lang hatte er nun ſchon dieſe menſchenfreundliche Rolle geſpielt. Man hatte, nach Menſchenart, bereits vergeſſen, daß Berlin eine der Hauptſtädte des Nordens iſt, man glaubte die Herrſchaft des Frühlings angebrochen, die „Erdachſe" zu Gunſten eines milderen Klimas „gedreht"; das dem nordiſchen Menſchen eigene, ſtillende, feſtigende, ſchön befriedende Wintergefühl zerflatterte mehr und mehr in die Unruhe der Seele, die der Lenz hervorbringt. Der Abend dieſes zwanzigſten März war noch mehr als alle früheren von lauen Lüften und faſt ſommerlich warm gefärbten Wolken verklärt. Als Fridolin mit Leopold auf die Straße hinaustrat, hatte der beinahe volle Mond das klare Gewölbe erſtiegen und beleuchtete den langſamen Wolkenzug, den ein phantaſievolles Auge für einen ungeheuren Wanderzug heimkehrender Frühlingsvögel halten konnte. Die beiden, dieſem Zuge folgend, ſchlenderten über den Potsdamer Platz, durch die ſtillere

Bellevueſtraße in den Tiergarten hinein, und auch die Nacktheit ſeiner dunklen Bäume beirrte ihre Frühlingsgefühle nicht. Die leiſe Luft wehte ſo mild; der Geruch ſprießender Blätter, Veilchenduft und Vogelgeſang ſchien ſie zu durchſchwärmen. Fridolin hatte ſeines jungen Freundes Arm genommen; er fing an, leiſe ein Lied zu ſingen; Leopold ſang nicht mit, aber er ſtörte ihn nicht. So hatten ſie noch wenig geſprochen, als ſie endlich der „Rouſſeau-Inſel" gegenüber ſtehen blieben und ein träumeriſcher Gedankengang, der Fridolins Züge weich machte, ihn feſtzubannen ſchien. Er lehnte ſich an einen Baum. Der Mond beſchien ſeinen ſchwarzen, weichen, künſtleriſch eingedrückten Hut, und das immer noch ſchöne Geſicht. Die Falte zwiſchen den Augen war von der lyriſchen Stimmung, in der er ſich fühlte, faſt aufgelöſt; die blauen Augen hatten einen Ausdruck beinahe weiblicher Empfindſamkeit, einen ſanften Glanz, ſanft wie das Mondlicht, das ihn überfloß. Leopold, den klugen, beobachtenden Blick auf Fridolin geheftet, ſtand gleichfalls ſtill, ohne ſich zu rühren. Um ſeine Lippen rührte ſich wieder der feine, frühreife, überlegene Zug; doch er ließ Fridolin träumen, wie er wollte, und ſtörte ihn nicht.

„In ſolcher Nacht," fing Fridolin endlich an,

„In ſolcher Nacht ward ich zur Nachtigall
Und flötete von unerhörter Liebe."

„In ſolcher Nacht," ſagte Leopold mit ſeinem ruhigen Baß, „lief ich an der Rouſſeau-Inſel Schlittſchuh, mit einer Dame im Pelzmuff, und ward geliebt."

„Mein teurer Freund," erwiderte Fridolin weh-

mütig, „dein jugendlicher Hochmut hat leider recht. Du bist jung, ich bin alt.“

Leopold lächelte. „Du bist vierzig, ich zweiundzwanzig! Wenn ich vierzig Jahre alt sein werde, werd' ich nicht ‚von unerhörter Liebe flöten‘, sondern alle zweiundzwanzigjährigen Jünglinge durch mein Liebesglück beschämen, zur Verzweiflung bringen, rasend machen.“

„Glaubst du? — Es scheint, mein Lieber, dieses Jahr, seit ich dich nicht gesehn, hat dich Sohn des Glücks noch glücksstolzer, noch selbstgewisser gemacht! — Du hast dich verschönert, das ist wahr; du siehst reifer, geistreicher, siehst bedeutender aus. Du siehst aus wie deine Briefe: fünfundzwanzigjährig. Wär' ich deine Mutter, so würd' ich stolz auf dich sein. Da ich aber nur dein Freund bin — und vor einem Jahr noch dein ‚Meister‘ war — so möcht' ich dir lieber sagen, mein Sohn, daß du doch immer noch ein *Werdender* bist.“

„Ebensogut könntest du dem Baum sagen, daß er ein Baum ist,“ erwiderte Leopold lächelnd. „Wie und wann sollt' ich denn vergessen, daß ich ein Werdender bin? Daß ich werde, das ist's ja, warum ich lebe.“

Fridolin nickte zufrieden. „Da sagst du einmal ein gutes Wort! Wenn du *so* denkst, mein Sohn, sehe ich den Kletterſprüngen deines Lebens etwas ruhiger zu. Und wie lange denkst du noch ein Werdender zu sein?“

„Ich will dir sagen, Fridolin, was ich denke, —

damit du mich auslachen kannſt. Ich hab' mir vorgeſetzt, mit fünfundzwanzig Jahren fertiger Selbſtarzt, mit dreißig Jahren fertiger Charakter, mit fünfunddreißig Jahren fertiger Meiſter meines Berufs zu ſein."

„Deines Berufs als Naturerforſcher?"

„Ja."

Fridolin ſeufzte mit ſentimentalem Humor. „Und ich, mit vierzig Jahren, bin weder als Selbſtarzt, noch als Charakter, noch als Berufsmeiſter fertig. Ich bin die Unfertigkeit. Ich bin das Niefertigwerden."

„Du biſt die Unzufriedenheit," entgegnete Leopold.

Fridolin ſchüttelte den Kopf. „Mein guter Freund, wolle mich nicht tröſten! In einem bin ich vielleicht fertig, fertiger als ihr alle: in der Selbſterkenntnis. Ich ſcheue mich auch nicht aus falſchem Stolz oder falſcher Scham, dir, einem zweiundzwanzigjährigen Menſchen, zu ſagen, was ich von mir denke. Warum ſollt' ich mich ſcheuen? Vor Riſotto, vor Frivolin bin ich der Meiſter, der höhere Menſch, den ſie ehren ſollen; aber vor dir, der du mir eines Tages hoch über den Kopf wachſen ſollſt — widerſprich mir nicht — vor dir zeig' ich mein nacktes, hemdloſes Ich. Was für ein Ich? Wer bin ich? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es! Ich bin der Menſch ohne Mittelpunkt. Warum treib' ich dies oder das? Warum bin ich dies geworden, und warum nicht das? Niemand weiß es. Ich glaube, ich konnt' alles werden, und nichts; das iſt das tragiſche Rätſel meiner Erſchaffung."

Leopold lachte.

„Worüber lachſt du?“

„Ueber dieſe Wirkung des Frühlings. Der warme Abend lagert wie eine Bruthenne über deinem Hirn und brütet das Ei deiner Schwermut aus. Was du biſt? Jedenfalls das Original, das der Schöpfer aus dir machen wollte; und das iſt ihm gelungen.“

„Ein ſchönes Original! Ohne Mittelpunkt. Das Original des Nie-Original-Werdens. Ich lehre, und weiß nichts. Ich ſchreibe, und hab' keinen Stil. Wie oft hat deine junge Weisheit, dein Goethetum mir meine ſtilloſen Sätze vorgeworfen! Ich bin die Disharmonie. Oben ein ſchöner Mann, unten zu kurze Beine. Ein Jupiterbart und eine dünne Stimme. Ein Herz, das für eine Idee, für einen Freund auf der Stelle verbluten könnte, und ein für ſein Junggeſellenbehagen ſorgender, ängſtlicher Egoiſt. Warum bin ich Kunſtprofeſſor geworden? Ich weiß es nicht. Meine Gliedmaßen ſagen mir, daß ich urſprünglich etwas anderes werden ſollte. Meine Muskeln, meine Gelenkigkeit, meine Fähigkeit, mich zu verrenken, meine Tanzmeiſtergrazie. Wenn dir das alles nicht ſagt, daß ich meinen Beruf verfehlt habe, ſo ſagt die Natur dir nichts! So oft ich in einem Zirkus ſitze, möcht' ich aufſtehen und zu dem verſammelten Volke ſprechen: Seht hier einen Mann, der ſeinen Beruf verfehlte — der zum Kunſtreiter beſtimmt war!“

Fridolin trug dieſen Satz mit ſo dramatiſcher Lebendigkeit, mit ſo ausdrucksvollen Bewegungen der Arme vor, daß Leopold unwiderſtehlich gereizt ward, in ein heftiges Lachen auszubrechen. Es zeigte ſich

auf Fridolins Geſicht, daß dieſer Erfolg ſeiner Rede ihm ſchmeichelte. Er unterbrach den Lachenden nicht. Er blieb noch in der theatraliſchen Haltung ſtehn, in der er geendet hatte. Doch als Leopold wieder ſtill ward, ließ er die Arme und die Augen ſinken, und ſetzte mit halb humoriſtiſchem, halb wirklichem Ernſt hinzu: „Bekenne, mein Freund, daß dieſer Zuſtand meines Organismus teils lächerlich, teils verächtlich iſt.“

„Kunſtreiter oder Kunſtprofeſſor,“ erwiderte Leopold mit derſelben Art von Ernſt: „immer doch noch Kunſt.“

„Aber gegen die Natur. Ich zeige dir, dem Naturforſcher, eine intereſſante Erſcheinung. Ich bin ein Proteſt gegen die Natur.“

„Vor allem glaub' ich, daß du unverheiratet biſt,“ entgegnete Leopold mit ſeinem klügſten Lächeln. „So mancher Menſch, der ſeinen Mittelpunkt vergebens in ſich ſelber ſuchte, fand ihn dann in der Ehe. Dahin verlegte ihn die Mutter Natur! Wenn du noch heiraten würdeſt, Fridolin, würdeſt du vielleicht nicht mehr finden, daß du zum Kunſtreiter beſtimmt warſt.“

Ueber Fridolins Züge flog ein Hauch von Schwermut, der ſich jedoch in einem Ausdruck geiſtreicher Erregtheit ſogleich wieder verlor. „Gut!“ ſagte er, „ich lehne mich noch einmal gegen meinen Baum und antworte auf dieſe Einrede. Warum heirat' ich nicht? Es wäre vielleicht noch Zeit. Es gäbe noch jüngere und ältere Damen, die mir Tante Ritter zu erſetzen geneigt wären. Es iſt wahr, die alte Tante Ritter, dieſe ſo ſehr vortreffliche Frau, genügt mir nicht.

Mein Verhältnis zur Welt als Onkel genügt mir nicht. Mein Beruf, meine Leibschwaben, meine Freunde, das alles genügt mir nicht. Ich sehne mich nach einer Ergänzung, Leopold! Ich mache noch immer lyrische Gedichte, worin ich mich nach dieser Ergänzung sehne. Ich hole sogar zuweilen noch meine Flöte wieder hervor, um auf ihr auszudrücken, daß ich mich sehne. Zuweilen, im Verlauf dieses Jahres, hab' ich geglaubt, es sei die Sehnsucht nach dir; habe Briefe an dich geschrieben, wie an eine Geliebte — unterbrich mich nicht — verrückte Briefe —"

„Die ich nicht kenne," fiel Leopold ein.

„Nein. Ich hab' sie nicht abgeschickt. Sie liegen noch in meinem Schreibtisch; nie wirst du sie lesen. Ich liebe dich sehr, mein Sohn; ich sonne mich in dir; — aber auch du bist mir diese Ergänzung nicht. Du bist mir zu positiv; zu klar; — sagen wir, zu männlich. ‚Was von Menschen nicht gewußt, oder nicht bedacht' — so eine Ergänzung mein' ich."

„Eine weibliche Ergänzung also," sagte Leopold lächelnd.

„Mein lieber Sohn," erwiderte Fridolin,

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide!

Eine weibliche —! Natürlich. Man sieht mich an, sieht meinen schönen Bart, und sagt: ‚eine weibliche Ergänzung!' — Laß mich darauf folgendes antworten — und stell dich nicht immer von einem Bein aufs andere, steh ein wenig still. Warum hei-

rat' ich nicht? Warum hab' ich deine ſchöne Schweſter geliebt, und dann auf ihrer Hochzeit mit einer andern — Kotillon getanzt? Warum hat mein Bruder, der Franz, die Kinder mit meiner Schwägerin Thereſe erzeugt, die jetzt ſeine Neffen wären, wenn ich Thereſe ebenſoſehr geheiratet, wie geliebt hätte? Warum bin ich vierzig Jahre alt geworden, ohne zu heiraten? Warum werd' ich fünfzig, ſechzig, ſiebzig Jahre alt werden und nicht geheiratet haben? Warum? — Mein teurer Leopold, weil ich — —"

Er brach ab und verſank in geheimnisvolles Schweigen.

„Nun?" fragte Leopold.

Fridolin verließ ſeinen Baum, trat auf den Jüngling zu und blieb vor ihm ſtehn. Nachdem er dann ſein ſanftes Auge hatte umherſchweifen laſſen, ob irgend ein dritter ihn vernehmen könnte — doch kein Menſch war in dieſer nächtlichen Oede zu ſehen — ſagte er mit ſcheinbarer Gelaſſenheit:

„Weil ich in einer heimlichen Ehe lebe, mein Sohn."

Er beobachtete die Wirkung dieſer Worte auf Leopolds Geſicht. Die klugen, geiſtreichen Züge des Jünglings gerieten ſo außer Faſſung, daß er einem einfältigen Menſchen ſehr ähnlich ſah. Fridolin ſchlug ihm auf die Schulter, mit einem elegiſchen Lächeln: „Soll ich dir ſagen, Leo, wie du in dieſem Augenblick ausſiehſt? Nicht wie der weiſe Schweiger Oranien vor ſeinem Egmont — wie du mich früher nanntеſt. Nicht wie Goethe vor Napoleon. Sondern wie jener

Leutnant, der nachts vor Dummheit nicht ſchlafen konnte.“

„Eine heimliche Ehe!“ ſagte Leopold endlich. „Ich denke nur noch nach, ob ich dir ein Wort davon glauben ſoll, oder nicht.“

„Mein teurer Leopold! ‚Wer darf ſagen, ich glaub' es? Wer darf ſagen, ich glaub' es nicht?‘ — Faſſe dich, Leo. Es handelt ſich um eine jener heimlichen Ehen, die ſich vor den Augen der Menſchen ereignen, ohne daß ſie ſie ſehn. Um eine Naturerſcheinung. Um eine pſychologiſche Thatſache!“

Leopold konnte nicht umhin, ſeine Augen noch weiter als vorhin zu öffnen. Fridolin freute ſich dieſer Wirkung. Er zündete ſich dann, ſeine Ueberlegenheit genießend, mit behaglicher Ruhe eine Zigarre an, ohne zu ſprechen. Es war hier windſtille Luft. Er blies den Rauch kunſtvoll in untadelhaften blauen Ringen nach oben, wo ſie langſam verſchwebten, bis er endlich fortfuhr: „Du erwarteſt ſchweigend, wie ein Philoſoph, was ich zur Erläuterung dieſes Satzes ſagen werde. Darin erkenn' ich dich. Darin gefällſt du mir. Ich will dich zum Dank dafür mit jenem zu Tode citierten Worte Hamlets von den ‚Dingen im Himmel und auf Erden‘ und von der ‚ſich nichts träumen laſſenden Schulweisheit‘ verſchonen; obwohl es mein Vorrecht iſt, dein Daſein durch klaſſiſche Citate zu ſchmücken. Und nachdem ich dich nun lange genug auf dem Stuhl der Erwartung habe ſitzen laſſen, werde ich, der Kunſtprofeſſor, dir, dem Naturforſcher, ein Geheimnis der Natur enthüllen, mein Sohn.“

„Ich höre!“

„Gut. Du hörſt. Ich rede. Was unterſcheidet die Kunſt von der Natur? Daß die Kunſt das in ſich Abgeſchloſſene, ewig Fertige, die Natur das ewig Werdende und Vergehende, ewig Unfertige iſt. Die Kunſt duldet keine Grenzenloſigkeit, die Natur keine Grenze. Nehmen wir an, die Natur hätte — als ihr höchſtes irdiſches Gebilde — den Menſchen hervorgebracht. Hat ſie ihn als eine abgeſchloſſene, fertige Einheit hervorgebracht? Nein. In ebenſo vielen Formen und Farben, als es Individuen gibt. Der thörichte Laie ſagt: ſie hat den weißen, den ſchwarzen, den roten Menſchen geſchaffen. Die höheren Intelligenzen — du und ich — wir ſagen: es gibt nicht den weißen, den ſchwarzen und den roten Menſchen, ſondern es gibt alles, was es geben kann; vom weißeſten Weiß durch alle Möglichkeiten der Verdunkelung bis zum ſchwärzeſten Schwarz. Es fehlt kein Uebergang, es fehlt keine Verbindung. Könnte man alle Menſchen dieſer Erde in einer Reihe nebeneinander ſtellen, nach ihrer Hautfarbe geordnet, vom hellſten Albino bis zum verfinſtertſten Neger, ſo würde jener thörichte Laie trotz aller Mühe nirgends eine Grenze finden, wo die eine Farbe aufhört und die andere beginnt. Er würde ganz vergebens eine Lücke ſuchen. Oder wenn er endlich den Triumph erlebte, zwiſchen zwei Menſchen die ſie verſchmelzende kleine Schattierung zu vermiſſen, ſo würde ihm der Weltgeiſt auf die Schulter klopfen und ſagen: ‚Mein Sohn, ſtelle du dich zwiſchen dieſe beiden Menſchen; denn dieſe Schattierung biſt du.‘“

Leopold mußte lachen.

„Lachſt du," fragte Fridolin, „über meine Darſtellung oder über die Sache? Gibſt du die Richtigkeit meines Satzes zu?"

„Ich bin entſchloſſen, ſie zuzugeben, Fridolin," antwortete Leopold.

„Gut. Du biſt entſchloſſen. Wie hat dieſe ſelbe Natur es mit dieſem ſelben Menſchen in Hinſicht ſeines Geſchlechts gemacht? Fragen wir den thörichten Laien! Der thörichte Laie — der ewig thörichte — antwortet: Die Natur ſchuf den Mann und ſchuf die Frau; und weiter nichts. Fragen wir ihn weiter: Und es iſt alſo jeder Mann einfach ein rechter Mann, jede Frau einfach eine rechte Frau? Wenn du die Menſchen deiner Bekanntſchaft auf ihre geiſtige Beſchaffenheit, auf ihr Gemüt, auf ihren Charakter anſiehſt, findeſt du, mein Lieber, daß jeder Mann durchaus männlich, jedes Weib durchaus weiblich geartet iſt? Oder findeſt du, daß es hier ſonderbare Abweichungen und Ausnahmen gibt? — Er nickt. — Wenige? Viele? — Er nickt. — Sanfte, ſtarke, ungeheuerliche? Mannweiber? Weibmänner? — Er nickt. Es gibt alles. Er nickt, notgedrungen, zu allem! — Nun, mein thörichter Laie, ſo laß uns höhere Intelligenzen dir ſagen, daß dieſe ſogenannten ‚Abweichungen' und ‚Ausnahmen' auch hier nur die unzähligen Uebergänge, Zwiſchenglieder der grenzenloſen Natur ſind; daß ſie auch hier keine Grenze, keine Lücke kennt. Wir werden dir abermals alle Menſchen der Erde nebeneinander ſtellen, diesmal nach den ſeeliſchen Eigen-

ſchaften des Geſchlechts, vom Nordpol der Männlichkeit bis zum Südpol der Weiblichkeit geordnet; und wenn dann der Weltgeiſt die Gewogenheit hat, dir auf einen Augenblick ſeinen alles durchdringenden Weltblick zu leihen, ſo wirſt du zur Beſchämung deines blöden Geiſtes wahrnehmen, daß vom männlichſten Mann bis zum weiblichſten Weib keine Schattierung, keine Möglichkeit fehlt. Daß es unter anderm in der Mitte dieſer langen Reihe ſehr merkwürdige Weſen — ſagen wir nicht ‚Ausnahmen‘, ſondern ‚Uebergangsmenſchen‘ — gibt, die, was ihre liebe Seele betrifft, ungefähr ebenſo viel vom Manne wie vom Weibe haben; die männlichen Verſtand haben und weibliches Empfinden — oder weiblichen Geiſt und männlichen Charakter — oder alles aus Männlichem und Weiblichem gemiſcht. Die daher ihre Ergänzung — da ja jedes Geſchlecht nach ſeiner geiſtigen Ergänzung ſtrebt — ſowohl nach rechts als nach links, ſowohl beim Manne als beim Weibe ſuchen; deren ſeeliſche Magnetnadel bald nach dem Nordpol der Männlichkeit, bald nach dem Südpol des Weiblichen zeigt. Die man“ (Fridolin ſeufzte) — „die man leider tragiſche Erſcheinungen nennen muß: denn ſie ſuchen ihre Ergänzung, aber ſie finden ſie nicht. Suchen ſie den Mann? Nur die weibliche Hälfte ihrer Seele ſucht den Mann. Die andere Hälfte nicht; ſie hat den Mann in ſich ſelbſt. Suchen ſie die Frau? Nur dieſe *andere* Hälfte ihrer Seele ſucht nach der Frau. Sie *können* ſich nicht ergänzen, denn ſie ſind ſchon ergänzt. Sie ſind mit ſich ſelbſt ver-

heiratet. Sie leben mit ſich ſelbſt in einer heimlichen Ehe.“

„Das iſt die heimliche Ehe, von der ich dir ſagte,“ ſetzte Fridolin nach einer Pauſe hinzu.

Leopold hatte ruhig, faſt ohne ſich zu rühren, zugehört. Auch jetzt blieb er ſtill, nur daß er vor ſich hin nachdenklich nickte.

„Du widerſprichſt mir nicht?“ fragte Fridolin.

„Nein.“

„Du gibſt zu, daß ich, ‚der Unterzeichnete‘, in ſo einer Ehe mit mir ſelber lebe?“

„Ja. Nun, da du das Wort geſagt, die Sache bezeichnet haſt, gebe ich es zu.“

„So begreifſt du nun, mein Freund, warum ich nicht geheiratet habe, und warum ich nicht heirate.“

Leopold lächelte liebenswürdig elegiſch, und ergriff Fridolins Hand. „Und daß ich indiskret frage,“ ſagte er, „lebt ihr glücklich miteinander? Oder vielmehr, lebſt du glücklich mit dir?“

Statt zu antworten, nahm Fridolin auch Leopolds andere Hand; er hielt ſie beide, ſeine eigenen Arme von ſich ſtreckend; ein Ausdruck tragiſchen Humors zog ihm langſam über das Geſicht. „Warum nehme ich deine Hände?“ fragte er nach einer Weile. „Warum genügt es mir nicht, meine eigene linke Hand mit meiner rechten zu nehmen? Ach, mein Freund, zwei halbe Menſchen ergänzen ſich ſchlecht; erſt zwei *ganze* Menſchen ergänzen ſich gut; ſo hat die Natur es gewollt. Sieh mich an, Leopold!“ (Er wiederholte noch weicher:) „Sieh mich an. Die Natur

hat mich, nach meines Leibes Geſtalt, mit dieſem klaſſiſchen Bart, dieſer breiten Bruſt, ganz zum Manne geſchaffen. Ich ſehe aus wie Graf Egmont, ſagt ihr. Graf Egmont gefiel den Frauen; — ich teile mit ihm dieſes freundliche Geſchick. Es haben ſich Verliebungen und Leidenſchaften ereignet; es iſt nicht gezählt worden, wie viele. Und ich ſelbſt —! Meine Konſtitution iſt zärtlich, mein Herz iſt verliebt. Eine reizende Frau zwingt mich in der erſten Stunde zum Wohlgefallen, in der zweiten zur Entzückung, in der dritten zum lyriſchen Gedicht. Beabſichtige ich ſie auch zu heiraten? Ja, ich beabſichtige es. Ich bin bereit, mit jedem um ihren Beſitz zu kämpfen. Was bin ich? Nur noch ein liebender, verliebter Mann, weiter nichts. Hab' ich noch eine Erinnerung davon, daß auch eine weibliche Hälfte in mir wohnt? Nein. Ich hab es vergeſſen. Ich weiß nicht, daß ich es wußte. Ich dichte, liebe, werbe; — man erwidert meine Gefühle. Nehmen wir an, daß man ſie erwidert. Ich merke, ich höre, ich erfahre es, daß man ſie erwidert. Was geſchieht nun? Gehe ich nun hin und ſage: Mein Fräulein, ich liebe Sie, werden Sie meine Frau!? — Nein. Ich ſage mir in ſtiller Rührung, wie ſchön es iſt, daß ſie mich liebt. Ich freue mich. Ich freue mich ein paar Tage mit reiner Freude; dann mit wehmütiger Freude. Ich dichte an die liebende Geliebte ein ſchwermütiges Gedicht. Ich bedaure ſie. Ich leide um ſie. Warum bedaure ich ſie? Weil mittlerweile — die weibliche Hälfte in mir gleichſam wieder heimgekommen iſt. Dieſe weibliche Hälfte,

mit der ich verheiratet bin. Sie war verreist; sie ist nun wieder da! Sie erinnert mich daran, daß ich ihr gehöre. Konflikt. Zwiespalt der Gefühle. Stille Verstörung, Zerrüttung. Ein neues lyrisches Gedicht. Was ist sie mir, die liebende Geliebte? Der Frau in mir ein Gegenstand der Abgunst, des Mißtrauens; dem Mann in mir ein Gegenstand blutender Entsagung. Ja, ich entsage. Mit Schmerz, mit dem Gefühl meiner Unseligkeit; aber ich entsage. Die Ehe zwischen uns — zwischen mir und mir — stellt sich wieder her. Wir legen auch diese mißlungene Liebe zu den Toten. Bin ich nun glücklich? — Nein, mein Freund; glücklich bin ich nun nicht."

Sie schwiegen eine Weile. Endlich nahm Leopold das Wort: „Glücklich nicht. Ich glaub' es. Aber du beruhigst dich, nicht wahr."

„Ja, ich beruhige mich. Ich ziehe mich in meine Einsamkeit — oder Zweisamkeit — zurück. Ich arbeite. Ich lebe meinem Beruf; — wenn ich auch den rechten verfehlt habe," setzte er lächelnd hinzu. „Arbeit ist Segen. Auch leben mit sich selber ist Segen. Ein Unglücklicher, mein Freund, bin ich also nicht! — Wir — ich und ich — leben in unserer Ehe so hin. Wie lange? Vielleicht drei Monate; vielleicht ein halbes Jahr. Ein neues Bild: neue Untreue. Diesmal wird — vermutlich — meine weibliche Hälfte ungetreu. Alles wahrhaft Männliche entzückt mich. Mit edlen Männern, mit liebenswürdigen Jünglingen zu reden, zu denken, zu schwärmen, wird mein höchster Genuß. Ich fühle wie der Beste aller Men-

ſchen, wie Sokrates: in ſchönen Jünglingen die ſchöne Seele zu ſuchen und zu bilden — in nicht ſchönen die innere Schönheit zu finden — ſcheint mir die edelſte Aufgabe des Menſchen zu ſein. Einer gefällt mir vor allen. Ich ſuche ihn auf. Ich ziehe ihn an mich heran. Ich träume von ihm. Eines Morgens ſage ich mir plötzlich: die Welt iſt nichts ohne dieſen Julius (oder Fritz); ich könnte nicht mehr leben, wenn ich ihn nicht hätte. Ich erziehe ihn, ich bilde ihn, ich opfere mich ihm. Ich ſehne mich nach ihm. Alle Merkmale, alle Narrheiten der Liebe ſind da. Doch wem ſag' ich das alles! So hab' ich vor zwei Jahren ja auch dich geliebt. Du weißt, mein Freund, wie ich bin; denn du weißt, wie ich war!"

Leopold lächelte. „Deine edle Liebe machte mich ſtolz," antwortete er; „übrigens, ſie verblendete mich nicht. Jeden Morgen und jeden Abend war ich darauf gefaßt, daß die unausbleibliche Enttäuſchung eintreten werde."

„Enttäuſchung: du ſagſt das rechte Wort!" entgegnete Fridolin. „Endlich, eines Tages, beginnt die Enttäuſchung. Meine männliche Hälfte — Gott weiß, wo ſie ſo lange war — kommt zurück. Sie ſieht dieſen Zuſtand und beginnt ironiſch zu lächeln. Sie ſieht ſich den Gegenſtand dieſer Liebe an und findet, daß die weibliche Hälfte unſerer Seele ein wenig verblendet war; daß der ‚Gegenſtand' doch auch nicht vollkommen iſt. Daß er ſeine Schattenſeiten hat. Seine Fehler. Seine Häßlichkeiten. Die weibliche Hälfte wehrt ſich eine Weile; — endlich wehrt ſie ſich nicht

mehr. In dem kalten Bade dieſer Kritik kühlt ſie ſich ab. Der ‚Geliebte‘ wird ein guter Kamerad, der Engel ein Menſch. Dauernde Freundſchaft? Ja. Dauernde Liebe? Nein. Elegiſche, reſignierte Verſtändigung zwiſchen uns — zwiſchen mir und mir. Die Untreue iſt aus, die Ehe iſt wieder da. Mein werter junger Mann, der du der Geliebte unſerer weiblichen Hälfte warſt, du wirſt nun unſer immer gern geſehener Hausfreund ſein; aber unſerer Ehe wirſt du nicht mehr gefährlich werden!“

Fridolin begleitete dieſe Anrede an den gedachten jungen Mann mit ſo anmutig theatraliſchen Bewegungen, daß Leopold herzlich lachte. Es war, als müſſe der ſo lebhaft angeredete junge Mann zwiſchen den Bäumen erſcheinen, als müſſe man aus ſeinem Munde jetzt die Antwort hören. Nachdem er ihn unwillkürlich mit den Augen geſucht hatte, ſagte Leopold: „Jedenfalls meinen Glückwunſch zum erneuerten Hausfrieden! Und zum Troſt ſage dir, Fridolin, daß du wenigſtens ein Original, ein Unikum unter den Menſchen biſt.“

„Ein Unikum? — Mein Teurer, du ſprichſt wie jener thörichte Laie, nicht wie eine höhere Intelligenz. Ein Unikum? Glaube mir, es gibt ungezählte Exiſtenzen, ähnlich wie ich. So viele Junggeſellen beiderlei Geſchlechts — ſo viele ſogenannte ‚Originale‘ und ‚Käuze‘ — ſo viele Eheleute ſogar, die ſich in der Ehe ausnehmen wie der Fiſch im Sande — ſind ähnliche, nur etwas ungleichere Miſchungen als ich. Man ſtößt auf ſie, man wundert ſich über ſie, man lacht oder

man ärgert ſich über ſie, man findet ſie ‚ſonderbar‘ — aber man zergliedert ſie nicht wiſſenſchaftlich, man erkennt ſie nicht. Und wer erkennt ſie am wenigſten? Sie ſelbſt. Worin allein bin ich ein Unikum? Darin, daß ich mich begriffen habe; daß ich meine tragiſche Stellung im Weltganzen verſtehe. Das iſt meine Größe“ (er richtete ſich bei dieſen Worten mit humoriſtiſchem Ernſt in ſeiner ganzen Größe empor). „Hier ſtehe ich, ein Objekt für die Wiſſenſchaft. Studiert mich, begreift mich! Zunächſt du, Mann der Wiſſenſchaft, Mann der Natur, begreife mich; fuße dann auf mir, und von meinem Scheitel aus die Welt betrachtend, ſuche die verwandten Erſcheinungen, ſuche das Ganze zu verſtehn. Ich hab mich dir preisgegeben; — danke mir dafür nicht. Dank begehr' ich nicht. Aber bewähre an mir den großen, erhabenen Undank der Wiſſenſchaft, indem du, ohne Schonung für mein kleines Ich, an mir und durch mich eines der Geheimniſſe der Natur für die Menſchheit enträtſelſt!“

Nachdem er dieſe Anrede an Leopold mit dem ihr zukommenden anmutreichen Pathos geſprochen hatte, verließ er ſeinen Baum (an den er ſich inzwiſchen wieder geſtellt hatte) und wandte ſich dem rötlich erhellten Teil des Nachtgewölbes, der Stadtſeite zu. „Komm,“ ſagte er, „laß uns gehn. Sieh nach deiner Uhr; die meine ſteht. Halb neun! Schon! Es wird Zeit, daß wir zu meinen Leibſchwaben zurückkommen; zu dieſen liebend ſtrebenden Jünglingen, die mich ahnen, aber nicht begreifen.“

IV.

Die Leibschwaben hatten im Papageienzimmer abgetafelt; Frau Ritter war verschwunden, niemand gab acht, wohin. Die vier jungen Männer — denn Risotto war noch nicht zurück — saßen fest auf ihren Stühlen, und da sie nicht mehr aßen, desto eifriger trinkend, setzten sie ihre Gespräche, die ihrer Natur und ihrer Behandlungsweise nach endlos waren, mit wachsenden Stimmen fort. Sie hatten sich des gemeinsamen und geordneten Disputierens bald entschlagen, da es Bedürfnis der jungen Deutschen ist, alle zugleich zu sprechen, und waren in Gruppen von je zwei zerfallen; Rudolf (zukünftiger Ingenieur) stritt mit dem einen der jungen Architekten über die beste Form und Ausrüstung der Schlittschuhe, Franz (der andere Architekt) mit Frivolin über die Berechtigung des Nackten in der Malerei. Indessen saßen sie ungünstig verteilt: sie stritten über Kreuz, die kämpfenden Paare durch den großen Tisch getrennt, und die Schwierigkeit, sich einander verständlich zu machen, wuchs um so rascher, je unausbleiblicher jeder Ver-

ſtärkung einer Stimme die Verſtärkung der Querſtimme folgte. Man ſah durch den blauen Dampf von vier Zigarren vier durch die Anſtrengung gerötete Geſichter, denen in raſcher Abwechſelung vier Tonwellen entfloſſen, die ſich ungefähr in der Mitte des Tiſches wütend bekämpften. Pittacus, der Papagei, ſaß auf ſeiner Stange; er ſchien durch den Lärm der Stimmen allmählich in Aufregung zu geraten, aber er ſchwieg noch, zerbiß eine Viſitenkarte, die ihm Frivolin in ſein Gitter geſteckt hatte, und wiegte ſich von Zeit zu Zeit unruhig hin und her.

— — „Riemen! Veraltet! So wenig Riemen wie möglich!“ rief Rudolf ſeinem Architekten hinüber. „Wir haben an dieſen verdammten überflüſſigen Riemen lange genug zu laborieren gehabt!“

— — „Keine Leda mit dem Schwan? Und warum nicht?“ (Es war Frivolins Stimme.) „Warum ſollte ich keine Leda mit dem Schwan mehr malen —“

— — „Indem ich behaupte“ (rief der junge Architekt gegen Rudolf), „daß jede Dame auf dieſe Weiſe zu Fall kommen wird!“

— — „Nun, dann male ſie wie du willſt!“ (Franz, ſich gegen Frivolin vorbeugend, drang mit aller Kraft ſeiner Stimme auf einige Augenblicke durch.) „Male ſie, wie du willſt! Aber für dich! Sie öffentlich ausſtellen — nein! Heutzutage nicht mehr!“

— — „Und überhaupt, was ſollen dieſe Frauenzimmer auf dem Eiſe? Dahin gehört der Mann! Die wahre, echte Kunſt lernt nur der Mann!“

— — „Nein! Ein ſchönes Weib iſt ſchön; und

das Schöne ist Kunst! Und hundertmal, mit hundert Schwänen, werde ich sie ausstellen, mein Lieber, splitterfasernackt —"

— — „Schnürstiefel, weiter nichts! Schnürstiefel das einzige! Ohne Schnürstiefel keine Haltung, keine Sicherheit!"

— — „Das heißt die Kunst herabwürdigen!" schrie Franz. „Und so eine Entweihung es wäre, der melischen Venus die Sandalen herunterzuziehen —"

— — „Schnürstiefel? Weg mit den Schnürstiefeln; wir brauchen sie nicht! Wer ein rechter Kerl ist, läuft auch ohne sie!"

— — „Die melische Venus? Und wenn ich ihr die Schnürstiefel hundertmal herunterzöge — die Sandalen, wollte ich sagen — — Man versteht sein eigenes Wort nicht mehr!" brüllte Frivolin.

Der Architekt, Rudolfs Gegner, schlug auf den Tisch: „Und wer ohne Sandalen läuft, versteht nichts von der Sache!"

„Ohne Sandalen? Was heißt das! Von Schnürstiefeln war die Rede —"

„Hundert Millionen Schnürstiefel und Sandalen!" rief Franz mit dem Humor der Verzweiflung und mit einer fürchterlichen Stimme aus, „wenn ihr alle durcheinanderschreit, so hört die Verständigung auf!"

„Verständigung? Mit dir werde ich mich nie verständigen!" rief Frivolin.

„Wer sprach von Sandalen?" schrie Rudolf dazwischen.

„Wer ſprach von Schnürſtiefeln?“ fragte Franz zurück.

„Meine Herren!“ rief Rudolf, und ſchlug nun auch ſeinerſeits — doch nicht mit der Fauſt, ſondern mit einem Lineal — auf den Tiſch. „Ich werde wahnſinnig! Wechſeln wir die Plätze — oder debattieren wir auf irgend eine menſchenähnliche Weiſe!“

„Parlamentariſche Debatte!“ rief Franz aus. „Präſident! Einer hat das Wort!“

„Gut!“ ſagte Frivolin mit ſchon heiſerer Stimme; „ich bin Präſident!“

Rudolf, der Ingenieur, ſchüttelte den Kopf. Sein ganzes Geſicht fing an zu lachen; zum Zeichen, daß er ſogleich einen Witz machen werde. „Wir haben hier einen beſſeren Präſidenten, der jedenfalls bei der Stange bleiben wird. Ich ſchlage den außerordentlichen Profeſſor, den weiſen Pittacus, zum Präſidenten vor!“

Die Bauakademiker lachten; nachdem zuerſt Rudolf ſelber gelacht hatte. „Ein Gedanke! — Der unparteiiſche, weiſe Pittacus präſidiere! — Acclamation!“ riefen ſie durcheinander.

In einigen Augenblicken hatten ſie den Käfig, der auf einem beweglichen Poſtament ruhte, an ihre Tafel herangerollt, und forderten den Papagei nun mit poſſenhaften Gebärden und Worten auf, den Vorſitz in ihrer Verſammlung zu übernehmen. Man ſtellte ein gefülltes Glas vor ihn auf den Tiſch, und legte vom Nachtiſch Mandeln und Traubenroſinen hinzu. „Worüber ſtritten wir noch?“ fragte Rudolf.

„Ueber Leda und die Schlittſchuhe," antwortete Franz.

„Ich bitte ums Wort!" ſagte Frivolin, der ſeit der beſchämenden Rede, die der Profeſſor ihm gehalten hatte, ſeine perſönliche Würde durch aufgeregte Heiterkeit und ſtarke Ausſprüche zu behaupten ſuchte. „Präſident Pittacus, ich bitte ums Wort!"

Der kluge Vogel, der in dieſem Zimmer ſchon manche parlamentariſche Debatte mit angehört hatte, antwortete zum unermeßlichen Jubel der jungen Männer, mit höchſtem Ernſt, völlig regelrecht:

„Du haſt das Wort."

„Ein Genie! Der Kerl iſt ein Genie!" rief Rudolf aus.

„Man muß ihn veröffentlichen! Er gehört der Wiſſenſchaft an!" rief der jüngere Architekt.

„Man führe Protokoll über alles, was der weiſe Pittacus ſpricht!" ſetzte Franz hinzu.

Frivolin ſtand auf. Er blickte ungeduldig um ſich her. „Angenommen alſo" — fing er an — „ich wollte der meliſchen Venus die Sandalen und ſo weiter herunterziehen und ſie einmal mit dem Schwan malen —"

„Ach was! Nichts mehr von Sandalen!" warf Franz dazwiſchen.

„Mir ‚ſchwant' Unheil!" rief der andere Architekt.

„Wenn du die meliſche Venus entſandaliſieren wollteſt, würde man ſich ſehr darüber ſkandaliſieren!" rief Rudolf und lachte.

„Meine Herren!" ſchrie Frivolin, „wer iſt am

Wort? Ich appelliere an den Präsidenten! Ich habe das Wort!"

„Du hast das Wort," wiederholte der Papagei mechanisch mit seiner schnarrenden Stimme.

„Hört! hört!" rief Frivolin aus. „Dieser Pittacus ist gescheiter als mehrere von uns! — Ich habe also das Wort. Ist die melische Venus ehrwürdiger als die Wahrheit? Das kann sie nicht sein. Also sie ist es nicht. Wie lieben wir die Wahrheit? Wir lieben die nackte Wahrheit. Wir lieben es, daß die Wahrheit enthüllt wird. Wenn mir also einer daher kommen will und sagen: mein Lieber, enthülle mir diese würdevolle melische Venus nicht — so schlage ich einfach auf den Tisch —"

Er schlug allerdings auf den Tisch; aber das ganze Gebäude seiner Logik aufzuführen, war ihm nicht vergönnt. Die Thür ihm gerade gegenüber ging auf, und ein Mädchen, ein kleines Geschöpf von sechs oder sieben Jahren, trat mit höchst neugierigem Ausdruck des kecken, altklugen Gesichts herein. Sie hatte sich einen ihrer beiden Zöpfe aufgelöst, so daß ihr das Haar sehr verwildert über die Schulter hing; auch war ihre kleine zerknitterte Halskrause in bedauernswerter Verfassung. Die weniger zierliche als drollige Gestalt hüpfte mehr, als sie ging, und kam an den Tisch, wie wenn sie hierher gehörte.

„Judica! Judica!" riefen die jungen Leute. „Kleine Judica, wo hast du so lange gesteckt?" rief Franz ihr zu. „Setz dich zu deinen alten Kameraden, hierher an den Tisch."

„Schenkt ihr ein! Schenkt ihr ein!“

„Einen Stuhl für Judica neben Pittacus!“

Frivolin richtete sich auf. „Meine Herren!“ fing er wieder an; „so sehr ich dieses kleine Fräulein schätze — wir sind hier nicht, um mit weiblichen Kindern zu tändeln, sondern um über die Berechtigung des Nackten in der Kunst parlamentarisch zu streiten. Ich hatte das Wort —“

„Ein anderes Thema!“ rief Franz. „Judica ist unser Gast; ein etwas kindlicheres Thema!“

Rudolfs Gesicht begann wieder zu lachen. „Ich judiziere,“ rief er aus, „daß Judica Präsident werde!“

„Bravo! Gut! — Judica Präsident!“

„Man nehme sie mitsamt ihrem Stuhl und setze sie obenan!“

„Ich bemerke,“ rief Frivolin (immer heiserer) dazwischen, „daß wir den weisen Pittacus zum Präsidenten ernannt haben —“

„So ernennen wir nun die thörichte Judica!“ entgegnete Rudolfs volle Stentorstimme. „Judica präsidiert!“

Die Architekten wiederholten: „Judica präsidiert!“

Die Kleine saß bereits auf ihrem Ehrenplatz und blickte keck um sich her. „Ich kann sehr gut präsidieren,“ sagte sie. „Aber sprecht nun nicht mehr so viel dummes Zeug; ich will mit euch singen.“

„Auch das ist gut! Singen ist gut!“ rief der jüngere Architekt, und trommelte vor Behagen auf den Tisch.

Alsbald stand Rudolf auf, nahm einer männ-

lichen Büſte unter Lebensgröße, die auf einem der Bücherſchränke ſtand, einen alten, vergilbten, beſtaubten Kranz von dem kahlen Scheitel, und ſetzte ihn Judica auf. „Mir iſt, als ſollten wir den Rundgeſang ſingen,“ ſetzte er dann hinzu.

„Ja, euren alten dummen Rundgeſang!“ ſagte Judica vergnügt.

„Große und kleine Kinder!“ warf der um ſeine Rede betrogene Frivolin geringſchätzig hin; lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück und fing vor Aerger an, heftiger zu trinken. Die andern ſangen. Das Metall ihrer Kehlen war zwar ſchon um mehr als die Hälfte herabgeſchmolzen; aber ſie nahmen, nach der Gewohnheit der Jugend, ihre Luſtigkeit für Muſik. Der Rundgeſang ging um den Tiſch. Judicas ſonderbare, unmelodiſche Stimme krähte mit wie ein junger Hahn. Endlich ſprang Rudolf auf, erhob ſein Glas und ſagte: „Herr Präſident, ich bitte um das Wort.“

„Der dicke Rudolf hat's Wort!“ entgegnete Judica.

„Ich habe das Wort. Es hilft alles nichts, ich muß ein Lied ſingen, das ſchönſte und wahrſte, das je gedichtet worden iſt —“

„Wer hat es gedichtet?“ fragte Franz.

„Ich. — Wer lacht? Ich, auf meiner großen Reiſe nach Frankreich; das heißt, ich mit Leopold zuſammen — — Wo iſt Leopold?“

Er ſah um ſich her, plötzlich verwundert, daß Leopold nicht da war.

„Leopold? Verſchwunden,“ antwortete Frivolin gleichgültig.

„Leopold? Er ist mit dem Professor fortgegangen," sagte Franz.

„Er ist mit dem Professor fortgegangen," wiederholte tiefsinnig der andere Architekt.

Rudolf nickte mit dem (schon etwas schweren) Kopf. „Gut! Er ist fort. Er sei fort. Wir haben damals dieses Lied, bei Burgunderwein, miteinander gedichtet, und es lautet:"

Er begann zu singen; doch so, daß er mehr sprach als sang, in einer komisch feierlichen Manier:

Trinket den Wein
So lang' er noch rot ist!
Werfet das Geld weg
So lang' es noch Kot ist!
Lebt doch der Mensch nur
So lang' er nicht tot ist!

„Das ist ein bißchen lustig!" sagte Judica, in die Hände klatschend. Wohl durch die roten Gesichter der Leibschwaben angeregt, sang sie dann selber mit possenhaftem Humor:

Lebt doch der Mensch nur
So lang' er noch rot ist!

„Ich bitte ums Wort," sagte auf einmal Frivolin, der still vor sich hin fortgetrunken hatte, und stand wieder auf.

„Du hast das Wort!" erwiderten Judica und der Papagei zu gleicher Zeit.

„Wenn ich also den melischen Schwan — — ich wollte sagen: wenn ich die melische Venus —"

Franz ſtand gleichfalls auf und fiel ihm ins Wort. „Frivolin!“ rief er aus, auf die Kleine blickend. „Bedenke, wo du biſt und zu wem du ſprichſt!“

Indeſſen Frivolin, den ſeine Rede nun ſchon ſo lange bedrückte, ließ ſich nicht mehr halten. „Wenn ich aus der meliſchen Venus eine Leda mache,“ fing er wieder an —

„Zum Teufel mit deiner Leda!“ unterbrach ihn Rudolf und ſchnellte in die Höhe. Auch der jüngere Architekt erhob ſich, mit beiden aufgehobenen Händen proteſtierend. Alle vier ſtanden; nur die kleine Judica ſaß noch und blickte die aufgeregten Jünglinge verwundert an.

„Wenn ich dieſe meliſche Leda,“ fuhr Frivolin unerſchüttert fort, „dann von einem graziöſen Schwan liebkoſen laſſe — in edler, maleriſch ſchöner Stellung —“

„Halt's Maul!“ rief Rudolf aus, den ſein Zorn übermannte.

„So iſt das alles ſchön, ſchön, und weiter nichts!“ ſchrie Frivolin mit dem Reſt ſeiner Stimme. „Und wenn die heilige Jungfrau nackt am ſchönſten iſt, ſo male ich ſie, wie Michel Angelo, nackt! Und wenn es ein edles und maleriſches Vergnügen iſt — —“

Es ſtand geſchrieben, daß Frivolin ſeine Rede nicht beenden ſollte. Denn in dieſem Augenblick unterbrach ihn Franz, der plötzlich heftig errötet war, mit Gewalt, indem er ihn am Arm herumdrehte und auf eine junge Dame aufmerkſam machte, die mitten im Zimmer ſtand. Dieſe junge Dame, in einem dunkel-

grauen Reiſekleid, über das ſie ein ſchwarzes Mäntelchen geworfen hatte, ein einfaches Hütchen auf dem braunen Haar, ſchien ſchon früher eingetreten zu ſein, ohne daß die jungen Männer ſie bemerkt hatten; wenigſtens warf ſie ſehr befremdete Blicke von Judica auf die jungen Männer, von den jungen Männern auf Judica, und ließ ihre braunen Augen mit einem ſolchen Ausdruck auf Frivolin ruhen, daß es ihn, durch die Nebel ſeines Gehirns hindurch, lebhaft verwirrte. Etwas weiter zurück ſtand der Rieſe Riſotto, mit Schirmen, Reiſedecken, Handtäſchchen bepackt. Er bemühte ſich ſchon eine Weile, ſeinen Kameraden über die ſchlanke Dame hinweg Zeichen zu machen, daß ſie dieſe Unterhaltung abbrechen ſollten; doch da er keine Hand frei hatte, ſah er ſich darauf beſchränkt, fürchterliche und unverſtändliche Geſichter zu ſchneiden.

„Die Nichte!“ flüſterte Franz.

Rudolf nickte verlegen und wiederholte: „Die Nichte.“

„Hier wären wir nun alſo, Fräulein Ritter!“ ſagte Riſotto mit ſeinem gutmütigſten Lächeln, um die verlegene Stille zu unterbrechen.

„Ja, hier wären wir,“ entgegnete das Fräulein in einem ganz eigenen Ton (übrigens mit einer ſehr angenehmen Stimme) und blickte hin und her. Die Flaſchen und Gläſer, die erhitzten Jünglinge, die läſterlichen Reden, die kleine Judica mitten unter dieſen Jünglingen, der ſtaubige alte Lorbeerkranz auf ihrem Kopf, der Papagei, der nun auf einmal mitzuſprechen anfing, — dieſe Fülle von unvermuteten Erſcheinungen

nahm ihr etwas die Faſſung. Sie ſah nach allen Thüren, als erwarte und wünſche ſie ſehr, irgend einen Menſchen eintreten zu ſehen, der mehr Vertrauen erwecke. Doch da niemand erſchien, wandte ſie ſich endlich an Franz, der ſchon eine Weile Miene machte, ſie anzureden, und nur noch an ſeiner Krawatte zupfte. „Entſchuldigen Sie, mein Herr," ſagte ſie mit reizender Ueberlegenheit. „Wohnt hier denn eigentlich der Herr Profeſſor ..., oder nicht?"

„O ja, er wohnt hier," antwortete Franz; „gewiß."

„Freilich wohnt er hier," beſtätigte Riſotto.

„Es ſcheint aber nicht, daß er zu Hauſe iſt!" ſagte das Fräulein, mit einem neuen kritiſchen Blick über die Geſellſchaft.

„Ich bedaure ſehr: er iſt ausgegangen," erwiderte Franz.

Rudolf trat etwas vor, um gleichfalls zu erwidern: „Ja, er iſt ausgegangen."

„Mit Leopold," ſetzte der jüngere Architekt hinzu; doch hinterdrein errötete er lebhaft, indem er ſich ſagte, die Dame werde nicht wiſſen, wer Leopold ſei.

„Und der Bruder des Herrn Profeſſors?" fragte das Fräulein.

Die jungen Männer zuckten mit den Achſeln.

„Man weiß nie, wo der iſt," fügte Riſotto zur Erklärung hinzu.

„Und Frau Ritter, meine Tante?"

„Iſt ſie nicht in der Küche?" fragte Rudolf zurück.

Riſotto öffnete die Thür, die durch ein kleineres Zimmer zur Küche führte, warf einen Blick hinein

und ſchüttelte den Kopf. „In der Küche iſt ſie nicht,“ antwortete er.

„Alſo iſt ſie verſchwunden,“ ſagte Franz.

„Ja, ſie iſt verſchwunden,“ wiederholte der andere Architekt.

„Spurlos,“ ſetzte Rudolf hinzu.

Das Fräulein konnte ſich nicht enthalten, halblaut vor ſich hin zu ſagen: „Ein unglaublicher Zuſtand!“ Ihre braunen Augen gingen aufgeregter umher; die kleinen, grau behandſchuhten Hände ballten ſich; ohne Zweifel vor Verdruß, vor Empörung. Sie ging nach dem Fenſter zu und blickte hinaus; dann wieder ins Zimmer zurück. Plötzlich nahm ihr lebhaftes, geiſtreiches Geſichtchen einen Ausdruck zwiſchen Lachen und Weinen an, als ſie bemerkte, daß die ſonderbare Geſellſchaft ſich mittlerweile ſchon um die Hälfte verringert hatte. Frivolin war verſchwunden, er hatte ſich, ohne einen Laut von ſich zu geben, entfernt; Riſotto war ihm, unter dem unausgeſprochenen Vorwand, daß er die Sachen des Fräuleins ablegen müſſe, gefolgt; und der jüngere Architekt ſchlich gerade in dieſem Augenblick hinter Riſotto her. Das Lachen auf dem Geſicht der jungen Dame ſiegte. Mit reſolutem Humor lehnte ſie ſich gegen die Fenſterwand zurück, kreuzte die Arme, und ſchien nun ruhig erwarten zu wollen, wie dies enden werde.

„Wenn ich Ihnen mit irgend etwas dienen könnte —!“ ſagte Franz nach einer langen Pauſe.

„Ich danke,“ erwiderte ſie. „Mir fehlt nichts.“

„Aber ein Stuhl —“

„Auch nicht ein Stuhl. Ich ſtehe hier ſehr gut.“

Unterdeſſen ſtand die kleine Judica mitten im Zimmer und ſtarrte ihre zukünftige Erzieherin wie eine nicht unintereſſante, aber etwas unheimliche Erſcheinung an, ohne ſich zu rühren. Schleppende Schritte vom Küchenzimmer her machten das Kind auf einmal lebendig. Sie horchte. „Gott ſei Dank!“ ſagte ſie und holte erleichtert Atem, „da haben wir meinen Papa.“

„Ah — —!“ ſagte Franz. „Der Herr Paſtor!“

„Der Bruder des Herrn Profeſſors,“ ſetzte Rudolf beruhigend und tröſtend hinzu.

Paſtor Philipp trat ein; nicht mehr in ſeinem dunkelgrauen Schlafrock, ſondern zum Ausgehen gerüſtet, den Hut in der großen Hand; übrigens ſo trüben und verſtörten Angeſichts, wie der ehrliche Mann ſich eine verlorene Seele am Tage des jüngſten Gerichtes vorſtellen mochte. Es that dieſer ſchmerzlichen Erſcheinung keinen Abbruch, daß der Kragen ſeines Oberrocks nur zur Hälfte niedergeſchlagen war und daß der Henkel emporſtand. Auch war das lange Haar ein wenig in Verwirrung geraten und zum Teil den Ohren entronnen, hinter die es gehörte; und ſo ſtand die lange ſchwarze Geſtalt etwas verwildert da. Was ihn nun vollends verwirrte, war der Anblick der jungen Dame an der Fenſterwand. Seine grauen Augen ſtarrten mit einem verzweifelt ungewiſſen Ausdruck auf ſie hin, und er machte eine unwillkürliche Bewegung, wieder umzukehren, die aber ſchon im erſten unklaren Verſuch erſtarb.

„Du!“ flüſterte Rudolf neben Franzens Ohr: „jetzt könnten wir auch ſtille verduften; wie?“

„Thun wir's,“ flüſterte Franz.

Das Fräulein konnte ſich einbilden, geträumt zu haben: ſo geräuſchlos war die ſtürmiſche Erſcheinung der Leibſchwaben wieder verſchwunden. Nur die leeren Flaſchen und Gläſer, der Papagei, Judica, und — wie der Anfang eines neuen Traums — die unwahrſcheinliche Geſtalt des Paſtors Philipp blieben ihr zurück.

„Fräulein — Fräulein Ritter, nicht wahr?“ ſagte Philipp verſtört.

„Ich bin ſo frei,“ antwortete ſie mit einer leichten Verbeugung.

„Die Erzieherin — — die Erzieherin meiner Tochter, nicht wahr?“

„Ich habe die Ehre.“

Der unglückliche Philipp, der dieſen Abend am liebſten in einer menſchenleeren Wüſte zugebracht hätte (und dem es aus freien Stücken nie eingefallen wäre, eine fremde junge Dame in ſein Haus zu nehmen), antwortete, um etwas zu ſagen: „Ja, Sie — Sie haben die Ehre. Allerdings. Das heißt —“

„Das heißt?“ fragte ſie höchſt erſtaunt.

„Ich wollte ſagen,“ ſtammelte er, ſeinen Hut leiſe hin und her ſchwenkend: „ich reiſe morgen früh ab. Ich und meine Tochter —“

Er blickte nach Judica. Das Mädchen war fort. Sie war den Leibſchwaben leiſe nachgeſchlichen.

„Sie reiſen morgen früh ab?“

„Wenn Sie erlauben — ja.“

„Nun, und ich —?“ fragte das Fräulein.

„Ja, und Sie —!“ gab der Paſtor zurück, und ſah ihr hilflos fragend ins Geſicht, wie wenn er von ihr die Antwort darauf erwarte. „Es iſt“ — ſetzte er endlich hinzu — „es iſt eine ſonderbare, verzwickte Geſchichte.“

„Ja, es ſcheint ſo, mein Herr!“

„Die Gründe, die mich beſtimmen, von hier fortzugehen —“ (Sein Hut fiel ihm zur Erde; doch mit einer raſchen Bewegung hob er ihn wieder auf und drückte ihn gegen ſeinen eingefallenen Leib.) „Nämlich, wenn Sie meinen Bruder kennten — — aber Sie kennen ihn wohl noch nicht.“

„Nein,“ ſagte ſie, und ſah ihn immer verwunderter von oben bis unten an. Es begann ihr in dieſem Hauſe unheimlich zu werden. „Wenn ich fragen darf,“ fiel ſie ihm in die Rede: „wo bleibt meine Tante?“

„Ihre Tante? Hat ſie Sie nicht am Bahnhof empfangen?“

„O nein. Keineswegs.“

„Merkwürdig! Sonderbar! Sie wollte doch noch hinaus — und ſie fragte mich doch noch, welcher Bahnhof es ſei — und ich ſagte ihr —“

„Sie ſagten ihr —“

„Nun, der Stettiner Bahnhof, ſagte ich ihr —“

„Ah!“ rief das Fräulein aus. „Da wartet ſie denn wohl noch jetzt!“

„Wieſo —“

„Weil ich auf dem Frankfurter Bahnhof angekommen bin — wie ich dem Herrn Profeſſor geſchrieben hatte — und wie die Geographie es von mir verlangte.“

Paſtor Philipp lächelte beſtürzt. „Merkwürdig —! Son —“

„Sonderbar!“ ſetzte ſie mit ihrem Galgenhumor ergänzend hinzu.

Bei dieſem Wort, deſſen Ironie er dunkel empfand, überkam den unglücklichen Paſtor ein Gefühl der Vernichtung, das ihm die letzte Kraft nahm, unter Menſchen ein Menſch zu ſein. Indem er ſeinen Hut in die andere Hand drückte, murmelte er plötzlich, halbverſtändlich: „Sie erlauben — — Geſchäfte — — daß ich mich entferne.“

Er wollte zur Thür.

„Ich bitte um Vergebung!“ rief das Fräulein ihm nach; das Blut ſchoß ihr ins Geſicht. „Wollen Sie mir wenigſtens noch ſagen, mein Herr, was dies alles bedeutet? Ich komme her, weil man mich herbeſtellt; ich finde keine Tante, keinen Hausherrn, dagegen eine Art von — von Bacchanal; ich finde das Kind, das ich erziehen ſoll, in der — merkwürdigſten und ſonderbarſten Geſellſchaft; ich finde endlich Sie, und Sie ſagen mir, daß Sie morgen früh mit dieſem Kind davonreiſen —“

„Aus Gründen — leider — ja —“, ſtammelte Paſtor Philipp.

„Und Sie geben mir dunkel zu verſtehen, daß

ich gleichzeitig überflüssig geworden bin; doch das Warum überlassen Sie mir zu erraten; und nachdem Sie die Güte gehabt haben, mich in diese unbeschreibliche Situation zu versetzen, teilen Sie mir mit, daß Sie sich entfernen!“

„O nein — wenn Sie wünschen, daß ich bleibe —“

„Ich wünsche nicht, daß Sie bleiben,“ fuhr das Fräulein von neuem errötend fort; „aber ganz im allgemeinen wünsche ich, daß man mich über diesen Zustand ein wenig aufklärt — und daß man mich ungefähr wie einen Menschen behandelt — —“

Sie brach ab; denn sie hörte Tritte, Bewegungen, und sah eine Gestalt in der offenen Thür.

„Ah!“ sagte sie aufatmend. Und unwillkürlich murmelte sie vor sich hin: „Endlich kommt ein Mensch!“

V.

Fridolin und Leopold waren bis an das Haus in der Königgrätzer Straße gelangt, als Fridolin noch einmal stehen blieb und fragte: „Nun, und deine Liebe, mein Sohn, deine Liebe zu jener Dame — wie heißt sie doch noch?"

„Nichts!" antwortete Leopold.

„Nichts?"

„Nein. Es ging nicht. Sie hielt sich nicht."

„Sie hielt sich nicht?"

„Nein. Als ich sie naturwissenschaftlich analysierte, erkannte ich sie als Katze; felis communis, Linné.

„Wie altklug der Junge spricht! — Bedauernswerte Geschöpfe, die ihr doch seid, ihr Naturforscher. Ein Mädchen sitzt neben euch bei Tisch; schlank, frisch wie eine Knospe, blond — sagen wir, blond —, strahlende Augen, liebliches, helles Lachen, reizende Einfälle, rosige Fingerspitzen, zum Einbeißen. Uns wuppert und puppert das Herz vor Freude, uns, den alten Männern. Der junge Naturforscher, der große Gelehrte, hat keine Zeit, sich zu freuen: er analy-

ſiert. Er zergliedert ſie. Er zieht ihr eine ihrer Eigenſchaften nach der andern, wie die Häute von einer Zwiebel, herunter. Dann legt er das Reſultat auf den Tiſch: ‚Hier!‘ ſagt er, ‚beſtimmen wir nun, zu welcher Spezies ſie gehört. Ah! das iſt eine Katze. Ah! das iſt ein Blauſtrumpf. Ah! das iſt ein Pfau. Man hätte ſich in ſie verlieben können, wenn ſie kein Pfau wäre; aber hier ſehen wir's ja: ſie iſt ein Pfau. Gute Nacht! War auch wieder eine von dieſen langweiligen Geſellſchaften . . .‘ Darauf gähnt er. Darauf geht er nach Hauſe. Darauf legt er ſich in ſeinem wallenen Unterhemd — denn die Wiſſenſchaft empfiehlt Wolle — zu Bett, und träumt von einer Kritik in der Zeitſchrift für vergleichende Anatomie, die ihn den größten Naturforſcher der Gegenwart nennt. Darauf wacht er auf — und iſt noch ganz derſelbe altkluge, trockne, naſeweiſe Bengel wie am Abend vorher.“

„Ich danke dir!“ ſagte Leopold und drückte ihm die Hand.

„Iſt die Schilderung falſch?“

Leopolds Antwort war nur ein liebenswürdiges Lächeln. Endlich ſagte er: „Vielleicht.“

„Und worin?“

„In dem letzten Abſchnitt: zu Hauſe. Darauf legt er ſich — doch *ohne* Wolle — zu Bett, ärgert ſich über den verlorenen Abend — über die niedlichen jungen Mädchen mit den roſigen Fingerſpitzen, der vortrefflichen Erziehung und der langweiligen Seele — über die zerſtörenden Wirkungen der naturwiſſen-

ſchaftlichen Kritik — über ſich ſelbſt. Darauf verſucht er einzuſchlafen; aber er kann nicht. Eine junge Dame ſteht hinter ſeinem Kopfkiſſen und flüſtert ihm etwas zu; — ‚ah!‘ ſagt er, ‚das biſt du!‘ Darauf ſetzt ſie ſich auf einen Stuhl neben ſeinem Bett, lächelt ihn an, — und nun wird ihm wohl.“

„Eine Dame? — Wer?“

„Meine zukünftige Braut. Die, welche es ſein wird.“

Fridolin riß die Augen auf und zog die Brauen nach oben. „Wie? Dieſer junge Naturforſcher da hätte ein heimliches Ideal? — Oder — — kein Ideal, ſondern Fleiſch und Bein?“

„Einſtweilen, mein Alter,“ erwiderte Leopold lächelnd, „weiß ich weder, ‚wer und von wannen ſie iſt, noch die Heimat und die Erzeuger‘. Sie kommt vermutlich durchs Schlüſſelloch, und geht — mir durch den Kopf.“

„Dieſer Menſch ein Idealiſt! — — Du liebſt ſie.“

„Ja. Denn ſie hält ſich. Ein wirklich liebenswürdiges Mädchen, Fridolin; geiſtvoll, nachdenklich; auch zuweilen übermütig; auch angenehm anzuſehn. Sie ſitzt dann da und wir führen Geſpräche — Geſpräche, Fridolin, die ſich dem Schönſten an die Seite ſtellen, was ſeit Adam und Eva vorgefallen iſt. Aber wir ſind in der Regel beide ebenſo verſtändig wie liebenswürdig; als Kinder unſerer rationellen Zeit. Zuweilen kommt ſie auch, wenn ich arbeite; lehnt ſich mir plötzlich auf die Schulter, mit ihrer leiſen, beruhigenden Art, und ſieht mir aufs Papier — mit

einem Blick des Verständnisses — — dieſen Blick hat ſie oft. Und dann — dann werde ich ganz zufrieden, ganz ſtill, und analyſiere nicht mehr."

„Natürlich liebt ſie dich —"

„Ja. Und dieſe Liebe eines ſo vorzüglichen Geſchöpfes, deſſen Namen ich nicht einmal kenne — die thut mir ſehr wohl."

„Hm! — Und wenn du dieſes vorzügliche Geſchöpf nie auf Erden findeſt —"

„Ich werd' ſie finden, Fridolin; daran zweifle ich nicht. Und wenn ich ſie finde, ſagen wir uns ſicherlich am erſten Tag, daß wir zuſammen gehören."

Fridolin antwortete hierauf nichts, ſondern trat ins Haus. Erſt als er den Hof überſchritten hatte und am Eingang zu ſeinem dreiſtöckigen „Turm" ſtand, blickte er auf Leopold zurück, der ihm ſtumm gefolgt war. „Mein Sohn," ſagte er mit einem Geſicht voll Zufriedenheit und Wohlgefallen: „ich nehme alles zurück, was ich gegen dich ſagte. Gott ſei Dank, du biſt doch auch noch ein Narr!"

Leopold lächelte behaglich. Sie ſtiegen die Treppen hinauf. Als ſie den Vorplatz in Fridolins Wohnung erreicht hatten, hörten ſie eine wohlklingende, aber lebhafte, etwas erregte Frauenſtimme; ſogleich öffnete Leopold leiſe die Thür. Die Stimme an ſich ſchien ihn zu intereſſieren: denn ſtatt einzutreten, blieb er ſtehn. Fridolin desgleichen. Endlich ſagte die weibliche Stimme: „Aber ganz im allgemeinen wünſche ich, daß man mich über dieſen Zuſtand ein wenig auf-

klärt — und daß man mich ungefähr wie einen Menschen behandelt —"

„Jetzt wird es Zeit!" sagte der Professor vor sich hin und trat voran in die Thür. Hier konnte er nun nicht umhin, zu lächeln, als er die furchtbare Niedergeschlagenheit seines Bruders Philipp, die in sich zusammengesunkene Gestalt, die nach vorn gefallenen langen Haare sah, an denen hier und da, wie Tautropfen an „Frauenhaar", ein verlegener Schweißtropfen hing. Die junge Dame dagegen schien sofort ihre Seelenruhe wieder zu gewinnen; die reizende Röte in ihrem Gesicht verschwand, sie murmelte etwas, und der Professor glaubte die schmeichelhaften Worte zu verstehen: „endlich kommt ein Mensch!"

Augenblicklich trat er in der ritterlichen Haltung des Grafen Egmont auf sie zu, machte ihr eine seiner stilvollsten Verbeugungen und sagte: „Mein Fräulein! erlauben Sie mir zunächst Ihnen mitzuteilen, daß ich hier zu Hause, und daß ich ein Jahr nach diesem meinem Bruder auf besonderen Wunsch meiner Eltern zur Welt gekommen bin, um alles, was er schlecht machen würde, wieder gut zu machen. So gewiß Sie Fräulein Ottilie Ritter sind —"

Sie verneigte sich bejahend.

„So gewiß hat mein geistlicher Bruder etwas angerichtet, das indessen unsere weltliche Einsicht noch wieder gut machen wird. Ich bitte dich, mein teurer Philipp, schweig einen Augenblick still! — Er hat Ihnen offenbar gesagt, daß er morgen abreisen wird. Dies sagt er jeden Sonnabend, seit er hier ist; denn

der Sonnabend ist sein schlimmster Tag. An diesem Tag pflegte er sonst seine Predigten zu machen — — mein teurer Philipp, schweig noch einen Augenblick still! — Er wird morgen nicht abreisen. Wir alle werden beisammen bleiben, Ihre Tante wird kochen und backen, mein Bruder wird damit genährt werden, Sie werden seine Tochter zu einem Engel erziehen, und ein blühender Gatte wird sie einst aus Ihren Händen empfangen. Bitte, legen Sie ab! Sie haben die Handschuhe noch an. Dänische! — Ich auch. Man erwirbt sich nach und nach ein kleines Vermögen, wenn man nur noch die billigen dänischen trägt. Haben Sie schon zu Abend gegessen? — Nein. Ihr Lächeln sagt nein. (Ein allerliebstes, geistreiches Lächeln! setzte er stillschweigend hinzu.) Ich hatte ohnehin schon diesen fürchterlichen Verdacht! Mein teurer Leopold — ich stelle Ihnen hiermit Leopold Rheinau vor; ein sehr merkwürdiger Mensch; Naturforscher; nach meinem Tode mein Biograph — mein teurer Leopold, analysiere nicht beständig diese junge Dame, sondern sorge dafür, daß wir ein Abendessen bekommen! Tante Ritter — — Ha! Wo steckt Tante Ritter?"

Das Fräulein, mit einem Seitenblick auf den Pastor, antwortete: „Wir erwarten sie noch."

„Wir erwarten sie?"

„Ja. Sie ist — noch nicht zurück. Erlauben Sie, daß ich sie in ihrer Abwesenheit ein wenig vertrete; daß ich für das Abendessen sorgen helfe!"

Indem sie das sagte, schwebte ihre anmutige Gestalt schon zur Thür hinaus, hinter Leopold her.

Fridolin ſah ihr nach. „Tante Ritter,“ ſagte er, „in der Wahl dieſer Nichte, ſcheint mir, waren Sie glücklich! — Aber ein niederträchtiger Zigarrengeruch. Dieſe Jungen paffen! — Da fällt mir erſt ein: alle meine Leibſchwaben ſind fort. Wo ſind ſie hin?“ — Er ging ans Fenſter, riß es auf, um reine Luft einzulaſſen, und wiederholte: „Philippus! wo ſind ſie hin?“

„Wohl mir, daß ich nicht deiner Leibſchwaben Hüter bin!“ erwiderte der unglückliche Paſtor, der nun endlich zu Worte kam. „Ich kann dir nicht ſagen, wo ſie ſind; denn ich weiß es nicht. Ich weiß nur — — Fridolin!“

„Was?“

„Du ſagſt, daß ich nicht abreiſen werde, daß ich bleiben werde; aber du haſt meinen Brief noch nicht geleſen — meinen Brief an dich, der in deinem Arbeitszimmer auf deinem Tiſch liegt.“

„Nein; ich verſpreche dir, ich werde ihn leſen; und dann werd' ich mir einen Fidibus daraus machen, und wir werden uns nach dem Abendeſſen die Friedenszigarre dran anzünden.“

„Du beſtehſt darauf, daß ich bleibe — auch nach dem, was heute zwiſchen uns vorgefallen iſt?“

„Ja, ich beſtehe darauf; weil — —“

Er brach ab und ſah durch das Fenſter in die Nacht hinaus.

„Weil —?“ fragte der Paſtor.

Fridolin drehte ſich um. Es war ihm plötzlich etwas Feuchtes in die Augen gekommen. „Weil —

weil du bei mir in der Kur biſt und deine Kur noch nicht aus iſt; und weil ich deiner und meiner Mutter auf ihrem Sterbebett verſprochen habe, dich nie zu verlaſſen; und weil — und weil wir zu alt ſind, um dumme Jungen zu ſein.“

Damit wandte er ſich wieder ab, und ging nach der Küche zu.

„Es ſcheint Ihnen irgend etwas Unheimliches an mir aufzufallen,“ ſagte in dieſem Augenblick Fräulein Ottilie, die ſich mit Tellern und Beſtecken zu ſchaffen machte, lächelnd zu Leopold, der mit der großen Bratenſchüſſel in beiden Händen vor ihr ſtand: „denn ſtatt dieſen Braten weiter zu befördern, ſehen Sie mich die ganze Zeit furchtbar nachdenklich an.“

Der junge Mann fuhr auf wie aus einem Traum. „Verzeihen Sie! — Den Braten weiterbefördern; ja!“ — Er that es, indem er ihn kurzweg dem Küchenmädchen auf die beiden roten Hände legte; dann blieb er wieder ſtehn. „Es ſcheint wirklich, ich benehme mich wie ein Narr!“

„Der Ausdruck wäre zu hart,“ entgegnete das Fräulein mit ihrem ſtillen, feinen, humoriſtiſchen Lächeln.

„Bei Gott, Sie ſind es!“ ſagte er plötzlich.

„Wer bin ich?“

„Und ſind's doch auch wieder n i ch t,“ murmelte er halblaut; nachdem er ihr ſo feſt ins Geſicht geſehen hatte, daß ſie errötete.

„Ich verſtehe Sie nicht — — vier Perſonen, vier Beſtecke — — dieſe niedlichen kleinen Deſſert-

meſſer! — Und nun, mein Herr, nachdem Sie ſich ſo unendlich nützlich gemacht haben, ſollten Sie wohl zu den Männern zurückkehren und das ‚ewig Weibliche‘, die Küche, verlaſſen.“

„Sie ſind es!“ rief Leopold wieder aus.

„Wirklich, mein Herr — —“ Das Fräulein ſah ihn ernſthaft und mit einem Ausdruck des Mißvergnügens an. „Ich verſtehe Sie nicht.“

„Bitte, verzeihen Sie mir! — Ich muß Ihnen albern vorkommen, wie ein Gymnaſiaſt. — Und doch ſchwebt mir — ſchwebt mir eine Frage auf der Zunge — eine höchſt alberne Frage.“

Das Fräulein ſah ihn ungewiß an.

„Darf ich fragen —?“

„Ich bitte —“

„Nicht wahr, *ich bin es nicht*?“

Das Fräulein ſah ihn nicht mehr ungewiß, ſondern erſchrocken an. Trotz ſeines geſcheiten, ruhigen Geſichts glaubte ſie einen Augenblick, ein verwirrter Menſch ſtehe vor ihr. Sie antwortete nichts.

„Ah, mein Fräulein,“ fing er mit einem liebenswürdigen, elegiſchen Lächeln wieder an: „ich ſehe wohl, was Sie von mir denken! — Nicht wahr — es fällt Ihnen bei meinem Anblick nichts, gar nichts ein? Ich erinnere Sie an nichts? Sie haben mir gar nichts, ganz und gar nichts zu ſagen?“

„Ich müßte lügen,“ erwiderte ſie langſam, ihn noch immer anſtarrend; — „nein.“

„Ich danke Ihnen — das heißt, verzeihen Sie — oder vielmehr — — Ich komme Ihnen verrückt

vor, natürlich. Weder wie ein Naturforscher — noch wie ein erwachsener Mensch. Wenn ich Ihnen sagen könnte — — ich kann's nicht. Aber diese Aehnlichkeit — — und dann wieder nicht. Dann wieder nicht!"

„Was spricht der junge Mann für Zeug?" rief Fridolin, der schon eine Weile in der Nähe der Thür stand und in die Küche hereinsah. „Ich verstehe kein Wort!"

„Ich auch nicht!" sagte Fräulein Ottilie, die ihren Humor wiedergewonnen hatte, und lachte.

„Fräulein Ottilie, das Essen wartet!" rief der Professor. „Lassen wir diesen Jüngling noch unverstanden, und nähren wir uns! — Und dann beim Nachtisch — Sprachverderber nennen es Dessert — sag' ich Ihnen eine Idee, die ich soeben, bei Ihrem Anblick, gehabt habe."

Wie, hat denn hier jeder Mensch bei meinem Anblick Ideen? dachte das Fräulein; ging in das Speisezimmer und legte die Bestecke auf den Tisch.

„Was für eine Idee?" fragte der Pastor, der dem Professor mit seinen langen Schritten nachgekommen war.

„Was für eine Idee? — Daß ich in acht Tagen ein freier Mann bin; daß ich Judica versprochen habe, mit ihr eine Reise zu machen, sobald wir den nötigen weiblichen Schutzengel für sie hätten; daß wir ihn nun haben; und daß so eine Reise dich, geistlicher Bruder, wieder gesund machen wird —"

„Eine Reise im April?"

„Ueber die Alpen — an den Gardasee — ins gelobte Land Italien!"

„Nach Italien!“ krähte Judicas Stimme; das Kind, das ſich aus des Profeſſors Arbeitszimmer herbeigeſchlichen hatte, klatſchte vor Vernügen in die Hände. „Hurra, nach Italien, und — — Tante Ritter kommt! Tante Ritter kommt!“ krähte ſie plötzlich aus einer anderen Tonart.

„Bei Gott, Tante Ritter kommt!“ rief der Profeſſor aus, ging würdevoll an die Thür zum Vorplatz und öffnete ſie.

Das Fräulein legte die letzte Serviette und das letzte Beſteck auf den Tiſch und eilte hinaus.

Leopold ſah ihr noch von der Küche aus nach. Er ſchüttelte den Kopf. „Nein, ſie iſt es nicht,“ ſagte er vor ſich hin. „Ich dachte wirklich, ſie wär' es. Wenn auch mein Anblick ihr etwas geſagt hätte — — Er hat ihr gar nichts geſagt. Wir ſind's beide nicht! — — Uebrigens hat Fridolin recht: ich bin doch auch noch ein Narr.“

Zweites Buch.

I.

Die kleine Indica ſtand am offenen Fenſter und ſah nachdenklich, das heißt nach Kinderart, mit glotzenden Augen, in den hellen Himmel hinaus. „Woran denkſt du, Kind?“ fragte Fränlein Ottilie, die am anderen Fenſter ſaß, ein Buch in der Hand, in dem ſie mit großer Unaufmerkſamkeit las. „Komm her und ſag mir einmal alles, was du denkſt.“

Das Kind ſprang herbei, kniete vor Ottilien nieder und ſtützte ihre beiden ſpitzen Ellbogen auf deren Schoß. „Was ich denke?“ ſagte ſie. „Erſtens denk' ich —“

„Erſtens hnſchele nicht und muſchele nicht, ſondern ſprich deutlich, ſo daß man jedes Wort, jede Silbe hört. Was hatte dir die arme Silbe ‚ſtens‘ gethan, daß du ſie verſchluckteſt? Und dann krähe nicht; ſondern ſteig ein wenig tiefer in deine kleine Kehle hinab. Und nun fang' wieder an!“

„Erſtens alſo denk' ich — oder dacht' ich eben — daß mir alles ſo komiſch vorkommt, weil alles ſo anders iſt. Daß wir hier in Italien an einem ganz

himmelblauen See wohnen, wo alles ſchon grün wird, und wo an furchtbar hohen Felſen natürliche Oelbäume wachſen — — Du!“ unterbrach ſie ſich ſelbſt; „weißt du, was ich weiß? Hier werden die Ruten für die Kinder von den Oelbäumen genommen; es zieht gut an; ich hab' es ſelber probiert.“

„Das iſt allerdings intereſſant; aber ſag mir, was dir ſonſt noch ‚komiſch‘ vorkommt.“

„Sonſt noch? — Daß mein Papa gar nicht ſo mißmürriſch herumgeht, wie in Berlin, ſondern ein ſehr netter Papa iſt —“

„‚Mißmürriſch‘ iſt ein Wort, mein Kind, das es bis jetzt noch nicht gibt; die kleine Indica wollte ‚mißmutig‘ ſagen.“

„Ja, das wollt' ich ſagen! — Und dann, daß der Papa und der Onkel Fridolin nicht mehr ſo zanken wie früher, ſeit du bei uns biſt und ſeit wir hier ſind. Und dann, daß ich dich nicht mehr Sie nenne, ſondern du. Und dann, daß ich mich nicht mehr vor dir fürchte, wie zu allererſt, ſondern dich gräßlich lieb habe — ja, gräßlich lieb hab' ich dich!“ wiederholte ſie, ſprang auf und drückte Ottilie ſo heftig an ſich, daß das Fräulein beinahe aufgeſchrieen hätte.

„Unart, du thuſt mir weh! — Uebrigens haſt du mir deine Liebe vorgebellt wie ein junger Hund. Komm, ſag noch einmal, ganz lieblich, ganz ſchön: ‚daß ich dich gräßlich lieb habe.‘“

„Daß ich dich gräßlich lieb habe!“ wiederholte das Kind mit treuherziger Sanftmut und Deutlichkeit. „Du, die jungen Hunde!“ fuhr ſie dann plötzlich fort.

„Der Wirt von unſerm Herbergo hat eine Hundefamilie; der Papa heißt Corbo, ſie heißt Spiega; ſie haben drei Kinder, zwei ſind ſchon verſchenkt. Tante Ottilie, — Onkel Fridolin kann die Hunde nicht leiden! gar keine Hunde! Aber dich hat er ſehr gern.“

„Wirklich?“ ſagte Ottilie, lächelte und ward rot.

„Nu! warum wirſt du rot?“ fragte das kleine aufmerkſame Geſchöpf. „Weißt du, was er geſagt hat? Du wärſt auch die beſte Erzieherin, die es geben könnte; und zu mir hat er geſagt: Seit Tante Ottilie da iſt, wirſt du kleiner Unband ſchon eine Art von Menſch; und befolge nur immer alle ihre Gebote — — Haha! Tante Ottilie, ich weiß auch ſchon das ſechſte Gebot. Du ſollſt dich nicht erbrechen.“

Das Fräulein lachte, notgedrungen, einen Augenblick auf. Wohl auch noch eins von den Unkräutern aus der Leibſchwabenzeit! dachte ſie. Da iſt viel zu jäten! — Sie nahm das Kind, das ſo unſchuldig mitlachte, in einer unwillkürlichen Regung in die Arme, hob es auf ihren Schoß und küßte es auf den Mund.

Indica erwiderte ihre Zärtlichkeit; dann ſagte ſie: „Du! haben alle Männer alle Erzieherinnen ſo gern, wie der Papa und Onkel Fridolin dich?“ (Das Fräulein war nahe daran, wieder zu erröten.) „Und iſt es eigentlich nett, Erzieherin zu ſein? Soll ich auch einmal eine werden — glaubſt du?“

„Jedenfalls ſollſt du geſcheit werden,“ ſagte Ottilie; „und nicht mehr ſolche Fratzen ſchneiden, wie eben jetzt.“

Auf dieſe Anmerkung ward das Geſicht des Kindes eine Weile ganz ruhig; Ottilie fuhr ſanft mit der Hand darüber hin, wie um die letzte Fratze wegzuwiſchen; Judica hielt dazu ſtill. Endlich ſagte ſie, wie aus einem tiefen Nachdenken erwachend: „Tante Ottilie!“

„Was?“

„Weiß der liebe Gott nun ſchon, was ich werden werde?“

Ottilie lächelte. „Wenn er allwiſſend iſt, mein kleiner Fragetot, ſo muß er's wohl wiſſen.“

„Ja, aber —!“ ſagte Judica mit einem ſehr ſchlauen Geſicht, „wenn er ſich nur nicht irrt! Er denkt gewiß, ich werd' eine Mutter; aber wenn alle Leute die Erzieherinnen ſo gern haben, dann werd' ich doch wohl auch noch eine Erzieherin.“

„Meinſt du!“ erwiderte Ottilie mit möglichſt ernſthaftem Geſicht. „Was haſt du da für ein Stück Papier?“ fragte ſie dann, da Judica ein mit ſehr kleiner Schrift beſchriebenes Blatt aus der Taſche zog und entfaltete. „Verſe! — Wie kommſt du dazu?“

„Das ſag' ich dir *nachher*,“ antwortete das kluge Ding; „wenn du mir's vorgeleſen haſt. Bitte, lies mir's vor! Der Onkel ſchreibt ſo ſchauderhaft klein und ſo fix, ich kann's eigentlich gar nicht leſen.“

Ottilie ſah hinein; ſtatt vorzuleſen, las ſie für ſich, — folgendes Gedicht:

Oft ſchon floh ich in Wälder tief,
Tief im Herzen die Liebe.
Träg' am Felſen das Echo ſchlief,

In mir, weckend das Echo, rief
Laut und leiſe die Liebe.
Immer nach Liebe die Liebe rief;
Echo antwortete: „Liebe!“

O du, holder als Alle zumal,
Thränenquelle der Liebe!
Tauſend Boten der Luſt und Qual,
Innige Blicke, ach ohne Zahl,
Leiſe dir ſagen: „Ich liebe!“
Ich, ich liebe! Wann ſagſt du einmal,
Echo des Herzens: — —?

„Nun? Willſt du mir's denn nicht endlich vorleſen?“ fragte das Kind.

„Nein!“ ſagte Ottilie.

„Oho! Warum nicht?“

„Weil es für ſo ein kleines dummes Mädchen nicht geſchrieben iſt; weil du's nicht verſtehſt. Sieh mir ins Geſicht! Du haſt mir verſprochen, immer die Wahrheit zu ſagen.“

„Ja. Ich will ja auch.“

„Wie kommſt du zu dieſem Papier? Wo haſt du es weggenommen?“

„Ach Gott — — es lag ſo da.“

„Wo lag es?“

„Wo es lag? — Du mußt aber nicht böſe werden.“

„Danach fragt man nicht, ſondern man ſagt die Wahrheit.“

„Wo es lag? Auf Onkel Fridolins Schreibtiſch; auf der großen Mappe.“

Es iſt ſeine Hand! dachte Ottilie. Ein ſehr verliebtes Gedicht!

„Nun? Biſt du böſe?“

„Kind, was würd'ſt du thun, wenn man dir deine Puppe, dein Butterbrot, dein Bilderbuch wegnähme — wenn auch nur zum Scherz — und du ſuchteſt und ſuchteſt und fändeſt ſie nicht? Du würd'ſt weinen und heulen wie ein Schloßhund. Onkel Fridolin weint nicht, aber es kränkt ihn doch.“

„Ich will's ſchnell wieder hintragen,“ ſagte Judica zerknirſcht und ſprang auf. „Tante Ottilie, gib her!“

„Da haſt du's,“ ſagte Ottilie, — hielt es aber doch noch eine Weile feſt. Ihre Augen flogen noch einmal über die Verſe hin. „Oft ſchon floh ich in Wälder tief“ — „O du, holder als alle zumal“ — — Sie wußte nicht, wie es zuging, aber ihr fiel auf, daß in beiden Strophen die Anfangsbuchſtaben der Zeilen die gleichen waren. Zuerſt O — dann T — dann nochmals T — — Hier erſchrak ſie. O—T—T—J—L—J—E. Ottilie. Die erſten Buchſtaben in beiden Strophen: Ottilie. Ihr Name.

In dieſem Augenblick zog die Kleine, ungeduldig ihr Verbrechen wieder gut zu machen, Ottilien das Blatt aus der Hand und ſprang damit hinaus.

Zu ihrer Erleichterung ſah Ottilie ſich allein. Sie hätte den Wechſel der Farben auf ihrem verräteriſch lebhaften Geſicht nicht verbergen können; ſie war überraſcht, bewegt. Dieſes Gedicht an ſie! Von ihm. Ganz Liebe; ganz Begehren nach Liebe. „Ich, ich liebe! Wann ſagſt du einmal, Echo des Herzens: — —?“ Sie wiederholte ſich dieſen Schluß.

Sie bemerkte plötzlich, Selbſtbeobachterin wie ſie war, daß etwas ganz Ungewohntes, Sonderbares mit ihr geſchehe. Es ward ihr angenehm weh ums Herz; weil ihr alles Blut nach dem Herzen ſtrömte. Es lief ihr ein ſüßer Schauder über die Haut. Es ſchoß ihr auf einmal eine Flut von Kraft, Luſt, Entzücken, Uebermut in den Kopf, in die Glieder. Es kam ihr der Gedanke, zu ſingen. Sie fühlte deutlich, daß eine Art von Verrücktheit ſie erfaßte. Gott im Himmel! dachte ſie, was iſt mir geſchehn?

Eine Bewegung an der Thür ſchreckte ſie aus dieſem Taumel auf. Ihr heißes, glückſtrahlendes Geſicht zu verbergen, trat ſie näher ans Fenſter und ſtarrte hinaus.

Der Morgenſonnenſchein lag auf dem nackten, bräunlichen Felſengebirg, ſtieg an den ſchroffen Abſtürzen hinunter und ſchwamm unten zitternd auf der blauen Flut des Sees, der bis an den Garten des Hotels heranplätſcherte und mit ſeinen kühlen, feuchten Atemzügen Ottiliens Stirn und Wangen zu erfriſchen ſchien. Rechts, wo der See in einer von Vorſtadthäuſern umbauten Bucht endete, lief eine blendend helle Fahrſtraße in vielen Windungen vom Felſen herab. Wenn man ſo ſcharfe Augen hatte wie Ottilie, ſo ſah man auf dieſer Fahrſtraße einen Mann in grünem Rock und ſchwarzem Schlapphut herunterſchlendern; ſo erkannte man ſeinen Vollbart, ſeinen etwas zu zierlichen, kurzſchrittigen Gang, ſein ſchottiſches Plaid auf der hohen Schulter, und ſo ſagte man ſich, daß es der Profeſſor Fridolin ſei. Ottilie ſagte es

ſich. „Oft ſchon floh ich in Wälder tief,“ dachte ſie plötzlich, und vor unausſprechlichem Vergnügen mußte ſie lachen.

„Worüber lachen Sie?“ fragte eine bekannte klangloſe Stimme hinter ihr, in der Thür.

Selbſtbeherrſchung! dachte ſie auf der Stelle, obwohl ſie zuſammenfuhr. Erzieherin ſeiner Tochter! — Weiterlachen! — Sie lachte weiter und drehte ſich herum. Die lange Geſtalt des Paſtors Philipp war auf die Schwelle getreten; in etwas ungeſchickter Haltung, wie immer, aber mit zutraulichem, vergnügtem Ausdruck auf dem blaßgrauen Geſicht. „Darf man eintreten?“ ſetzte er mit faſt ſchalkhafter Feierlichkeit hinzu. „Sie ſtellen ſich ganz allein ans Fenſter und lachen ſich etwas vor. Großer Gott, wer das auch ſo könnte! Darf man fragen, mein Fräulein, wie Sie das machen, und worüber Sie lachten?“

Angenehme Leute, dachte Ottilie, die ſo langſam ſprechen, daß man alle Zeit hat, ſich zu faſſen! — „Ich will's Ihnen verraten, Herr Paſtor,“ ſagte ſie darauf laut. „Es fiel mir eine Dummheit ein; darüber lachte ich.“

„Wenn ich über jede Dummheit lachen wollte oder könnte, die mir in den Sinn kommt, ſo würde man mich wohl vom Morgen bis zum Abend lachen hören!“ ſagte der Paſtor mit ſeinem langſamen, melancholiſchen Humor. „Doch es ſollte ja nicht von mir die Rede ſein; ſondern von dieſen Blumen, — dieſen Blumen und Gräſern. Wollen Sie gefälligſt — —“ Er unterbrach ſich und trat ihr näher, ſeinen Hut in

der Hand; als er nun vor ihr ſtand, ſah ſie, daß ſich in dem Hut ein Blumenſtrauß verſteckt hatte. „Wollen Sie gefälligſt bedenken, verehrtes Fräulein, daß es nur Feldblumen und Aprilblumen ſind; und daß es die erſten ſind“ — die Unterlippe des guten Paſtors begann ein wenig zu zittern — „die erſten, die ich ſeit langen Jahren gepflückt habe. Ich glaubte vernunftgemäß zu handeln, mein Fräulein, indem ich ſie nicht in der warmen Hand trug, ſondern im Hut; indem ich alſo unbedeckten Hauptes nach Hauſe ging, und die Blumen im Hut mit dieſem Taſchentuch — dieſem noch ungebrauchten Taſchentuch — gegen die Sonne verdeckte. Wenn ich mir nun erlaube, Fräulein Ottilie —“

Das Fräulein fiel ihm gerührt ins Wort: „Wie! Mit bloßem Kopf ſind Sie in der Sonne gegangen — den Blumen zuliebe —“

Sie bedachte nicht, daß man den Paſtor nicht in einer unvollendeten Rede unterbrechen konnte; daß dies vielleicht noch nie einem Menſchen gelungen war. Der Paſtor winkte ihr mit dem Taſchentuch, wie wenn ein Parlamentär die weiße Fahne ſchwenkt, um Waffenſtillſtand zu erwirken; und als ſie darauf unwillkürlich verſtummte, fing er wieder an:

„Wenn ich mir nun erlaube, Fräulein Ottilie, Ihnen dieſen unbedeutenden Blumenſtrauß vom Ufer des Gardaſees zu überreichen, ſo ſoll damit ein Wort durch die Blumenſprache geſprochen ſein: eine letzte Bitte nämlich um Verzeihung —“

„Um Gottes willen! ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,“ fiel ſie ihm wieder ins Wort.

„Eine letzte Bitte nämlich um Verzeihung — wenn anders so ein unglückseliges Gebaren ohne Sinn und Verstand ganz und völlig verziehen werden kann: ich meine — und ich brauche nicht zu sagen, was ich meine —"

„Nein!" sagte sie lächelnd. „Wir haben's beide gewußt, und haben's beide vergessen!"

Diese Antwort, oder vielmehr diese Unterbrechung, schien dem Pastor ausnehmend zu gefallen; einige Augenblicke verstummte er, und war drauf und dran, den Schluß seiner Rede zu opfern. Mit einer letzten Anstrengung fuhr er aber fort: „Ich meine jenen ersten Abend, an dem ich Sie auf so — ungeschickte und beleidigende Weise begrüßte, — ohne zu ahnen, mein Fräulein, was für einen Segen ich armer, kurzsichtiger Mensch aus meinem Hause gleichsam hinwegzufluchen im Begriffe war. Was für einen Segen, mein Fräulein" (er ergriff ihre Hand und ließ sie nicht wieder los) — „was für einen Segen."

Ottilie konnte nicht umhin, ihm gerührt ins Gesicht zu sehn; obwohl sie bei sich dachte: Seine Hand hat vierzig Grad Reaumur! — „Ich hab' Sie damals nicht fluchen hören," sagte sie freundlich; „und ich kann auch nicht einsehn, was für ein absonderlicher Segen ich Ihnen bin."

„Was für ein Segen? — Da ist erstens meine Judica; es war ein unglückseliges, verwildertes, moralisch schiefgewachsenes Kind; in ein paar Wochen haben Sie es grade gezogen; ich sehe Ihnen zu und begreife es nicht. Da ist zweitens der Vater dieser Judica"

(er lächelte); „eine morſche, traurige Ruine; aber Sie kommen mit Ihren kleinen, kunſtfertigen Händen, tragen die friſchen Bauſteine der Heiterkeit, des Gottvertrauens, der Menſchenliebe," (er ſtockte) „der weiblichen — weiblichen Liebenswürdigkeit und Anmut herzu, und flicken dieſe elende Ruine ſo kunſtgerecht aus, daß ſie wirklich ſchon anfängt, ſich wie eine menſchliche Behauſung auszunehmen; daß man ſich ſagt: laſſen wir ſie denn in Gottes Namen noch ein paar Jahre ſtehn, 's iſt ein alter Kaſten, aber er hält doch zuſammen! — Da iſt dann drittens mein Bruder —"

Ich geb' es auf, ihn zu unterbrechen! dachte Ottilie.

„Da iſt dann drittens mein Bruder; er fing an, einſam und ältlich zu werden; er fing an, ſich zu einem rechthaberiſchen alten Junggeſellen auszubilden; — aber die friſche Luft, die Sie in unſer ſtockiges Daſein gebracht haben, macht ihn wieder jung. Obwohl ſich damit leider auch ſeine Lebhaftigkeit, ſein Ungeſtüm verjüngt, womit er ſeine kirchenfeindlichen Geſinnungen an mir ausläßt und ſich gegen meine heiligſten Ueberzeugungen erbittert —"

„Kirchenfeindliche Geſinnungen? Die, mein' ich, findet man im Herrn Profeſſor nicht —"

„Ich weiß, Sie nehmen ſich ſeiner allemal an!" fiel ihr der Paſtor, indem er etwas aufgeregt lächelte, ins Wort. „Ich weiß, mein Fräulein, Sie verteidigen ihn, wenn er die Selbſtüberhebung der weltlichen Gewalt, wenn er ihre brutalen Angriffe auf

die Kirche als einen Segen für die Menschheit verherrlicht —"

„Nun," sagte Ottilie lächelnd, „vielleicht geht der Herr Professor im Feuer des Streits gelegentlich zu weit —"

„Sie sagen: vielleicht? Sie sagen: gelegentlich? Erlauben Sie mir, mein Fräulein, Ihnen zu bemerken, daß mein Bruder noch nie mit mir gestritten hat, ohne zu weit zu gehn; und daß ich erstaunen muß, Sie gegen seine maßlosen Angriffe auf alles, was uns heilig sein soll, so tolerant zu finden. Wenn Sie — —" Er unterbrach sich selbst: „Ich wünschte durchaus nicht, an diesem Morgen und mit Ihnen zu streiten; aber wenn Sie alle die grenzenlosen Uebertreibungen meines Bruders, alle seine Ketzereien verteidigen —"

„Die Uebertreibungen nicht!" warf Ottilie ein.

„Die Uebertreibungen nicht! also seine Ketzereien! Das also wollten Sie sagen" (sie schüttelte den Kopf) — „das also geben Sie zu! Nun, mein Fräulein, so sagen Sie diesem begeisterten Lobredner des gewaltthätigen Staats, diesem Kirchenfeind, für den Sie so warm eintreten, daß er sich leider nie die Zeit genommen hat, die Geschichte der Kirche zu studieren; sonst wüßte er aus tausend Blättern dieser Geschichte, daß die rohen Faustschläge des weltlichen Arms nie etwas anderes bewirkt haben, als das Gewissen der Menschheit zu wecken und den Glauben zu stärken. Sagen Sie diesem Fanatiker des Polizeistaats, mein Fräulein, daß an einer Stelle eines hei-

ligen Buchs geschrieben steht: ‚Ihr seid ausgegangen, als zu einem Mörder, mit Schwertern und Stangen, mich zu fangen ... Aber das ist alles geschehen, daß erfüllet würden die Schriften der Propheten!‘ Sagen Sie diesem Mann, der nach Ihrer Meinung nur ‚vielleicht und gelegentlich zu weit geht‘, daß ich jetzt, Gott sei Dank, die Fassung gewonnen habe, seine Maßlosigkeiten mit christlicher Geduld, oder, wenn er lieber will, mit Philosophie zu ertragen; und daß ich nur an dem Einen festhalten, und dieses Eine nie und nimmer verleugnen, und dieses Eine ihm immer und immer wieder in die Ohren und ins Gewissen rufen und verkündigen werde: Ihr seid und bleibt ohne Religion eine höhere Affenart!“

Damit trat er zurück, vergaß seinen Hut (in dem sich noch immer der Blumenstrauß befand) und ging, das Taschentuch statt des Hutes in der Hand, mit großen Schritten hinaus.

Da geht er, wie immer, durch die falsche Thür, dachte Ottilie, während sie ihm nachsah. Es war die Thür, die in ihr Schlafzimmer, und erst von da auf den Gang führte. — Uebrigens scheint es, ich bilde mich hier zum Blitzableiter aus; dies war, glaub' ich, schon das vierte theologische Wetter, das, statt am Professor Fridolin, an m i r heruntergefahren ist! — „Nur zu, nur zu,“ sagte sie und lachte. „So bleibt es beim kalten Schlag!“

II.

Ein heiteres, taktmäßiges Klopfen, im anapäſtiſchen Kurz, kurz, lang, kurz, kurz, lang, pochte an die Thür.

„Herein!“ ſagte ſie.

Der Profeſſor Fridolin erſchien. Er hatte die ritterliche Gewohnheit angenommen, zu klopfen, wiewohl dieſes Zimmer nicht für Ottilie allein, auch für gemeinſchaftliche Geſelligkeit beſtimmt war. Sein feſtlich ſtrahlendes, lebensfrohes Geſicht war, obgleich ihn dieſer Morgengang erhitzt hatte, nicht mehr als gewöhnlich gerötet; wie denn ſeine Freunde ihm nachſagten, infolge eines Naturfehlers könne er gar nicht erröten. Deſto purpurner, ganz mit Rot übergoſſen, ſtand Ottilie da. Sie vermied es, ſo gut es ging, ihn anzuſehn; wie wenn auf ſeinem Geſicht das Gedicht an ſie, mit den ſieben erſten Buchſtaben, geſchrieben ſtünde, und das Zartgefühl ihr verböte, es daſelbſt zu leſen. „Guten Morgen!“ erwiderte ſie etwas beklommen auf ſeine heitere Begrüßung.

„Es verlängert offenbar das Leben, nach Italien

zu reiſen," ſagte Fridolin: „dies iſt nun ſchon der achte Sonntag, den ich in acht Tagen erlebe! — Iſt es wahr, Fräulein Ottilie, was mir Judica vorhin ſagte, daß Sie Ihren jungen Herrn Bruder morgen hier erwarten?"

„Ja," erwiderte ſie; „auf der Durchreiſe nach Rom. Mit einem Reiſeſtipendium —"

„Der Glückliche! — — Aber ich beneide jetzt niemand auf der Welt. Hier in Riva iſt Rom! — — War nicht mein Bruder bei Ihnen? Oder irrte ich, wenn ich ihn die Flieſen des Korridors eben abwetzen hörte?"

„Sie irrten nicht," ſagte ſie mit gezwungenem Lächeln; „er war eben hier."

„Und hat ſich vermutlich bei Ihnen, unſerm italieniſchen Lexikon, unſrer lebendigen Grammatik, wieder Rats erholt? oder mich wieder bei Ihnen verklagt? wieder den Kreuzzug gegen mich gepredigt?"

„Ich glaube, dazu wäre Ihr Herr Bruder wohl der letzte Mann!" antwortete ſie ſanft.

„Nach Ihrer Vorſtellung, ja! Sie halten ihn offenbar für einen milden, ſanften Nazarener. Sie nehmen ihn unter Ihre Engelsflügel, ſo oft man ein Wort über ihn ſpricht; Sie bemuttern ihn. Als ich neulich behauptete, im ſechzehnten Jahrhundert hätte er mich, ſeinen Bruder, lebendig röſten laſſen, verſicherten Sie mir, ich ſei ein zweiter Franz Moor, und er ein Engel. Ich weiß, Sie beide haben ſich gegen mich verſchworen; Sie beide werden eine neue Sekte bilden, deren Lebenszweck iſt, mit allen Anders-

gläubigen die Affenkäfige der zoologiſchen Gärten zu bevölkern; und für mich werden Sie einen beſonders bauen laſſen, mit der ſchwarzen Inſchrift: ‚Fridolin, der gottloſe Staatsaffe oder Vernunftgorilla. Von einigen auch der Kunſt-Pavian genannt. Er ſpuckt und beißt.‘“

„Nun?“ ſagte Ottilie lachend. „Hat der Herr Paſtor unrecht, wenn er behauptet, daß Sie gern übertreiben?“

„Sehn Sie: wie allemal nehmen Sie ſich ſeiner an! Ich ſage kaum drei Worte, ſo ruft mir die ganze Sekte zu: du übertreibſt! Ob ich in der Hauptſache recht habe, ob meiner ſogenannten Uebertreibung die Wahrheit, die abſolute, ewige Wahrheit zu Grunde liegt, darauf geht man nicht ein! — Sehn Sie, Sie lächeln ſchon wieder —“

„Weil mir ſcheint, Sie wollen mich ſchon wieder, wie geſtern, mit dem Herrn Paſtor verwechſeln —“

„Verwechſeln? Ich will ſeine Angriffe abwehren, Sie, meine Beſte, treten vor und ſchlagen mir die Waffe aus der Hand; was ſoll ich thun? Ich raffe mein Schwert wieder auf und wende mich nun gegen Sie! — Glauben Sie etwa, Fräulein Ottilie, daß die Liebe zum Schönen, zur Weisheit, zur Vernunft — dieſe friedliche, ideale Liebe — nicht auch ihre kriegeriſche Kehrſeite hat, den ebenſo idealen Haß gegen die Feinde des Schönen und der Vernunft? Glauben Sie, daß wir Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft nicht auch in eine große Armeeliſte eingetragen und mobil gemacht ſind, daß wir nicht die Soldaten

des Weltgeiſtes und dazu berufen ſind, ſeine Schlachten zu ſchlagen? Glauben Sie, Fräulein Ottilie —"

„Aber wirklich, ich widerſpreche Ihnen nicht; gar nicht; ich erlaubte mir nur, zu ſagen, daß Ihr Herr Bruder —"

„Der durch meine Uebertreibungen Gereizte, der ungerecht Angegriffene, der von einem zweiten Franz Moor grauſam Verleumdete iſt! — Sehn Sie gefälligſt in dieſes Zeitungsblatt, Fräulein Ottilie: hier, auf dieſer Seite, können Sie leſen —"

„Ich danke; wirklich, ich glaube es unbeſehn — alles, was da ſteht —"

„Sie g l a u b e n es? Sie glauben, daß dieſer pfäffiſche Maulwurf, dieſes Nachteulengehirn recht hat, dieſer Kerl, der da in ſeiner deutſchen Mutterſprache ſchreibt, zur Ehre Gottes müſſe das deutſche Reich wieder zerſtört, die deutſche Wiſſenſchaft wie altes Papier verbrannt, die deutſche Poeſie als neues Heidentum ausgerottet werden? Dieſer Weltanſchauung ſtimmen Sie zu, Fräulein Ottilie? Aus Parteinahme für meinen geiſtlichen Bruder ſtimmen Sie ihr zu —"

„Um Gottes willen, nein! Ich ſtimme ihr nicht zu; ich finde, daß ſie verrückt iſt; — und ich bin überzeugt, auch der Herr Paſtor findet ſie verrückt —"

„Sie ſind überzeugt — natürlich, denn Sie breiten ja ſtets Ihre beiden Arme ſchützend über ihm aus! — Nun, Fräulein Ottilie, fragen Sie ihn ſelbſt! Geben Sie ihm dieſes Blatt; dieſes Zeitungsblatt! Laſſen Sie ihn dieſe Leichenpredigt auf Deutſchland leſen und fragen Sie ihn, ob er wirklich den Mut der

Konſequenz hat, bis zu dieſen letzten Folgerungen mitzumarſchieren! Fragen Sie ihn, ob er es vorzieht, mit dieſem Rabengeſindel ein kanoniſcher Gläubiger, oder gleich uns andern ein ‚höherer Affe‘ mit Idealen, mit Bildung, Vaterland, Kunſt und freier Vernunft zu ſein!“

Er legte das Zeitungsblatt neben ihr auf den Tiſch; ſeine blauen Augen ſtrahlten ſie mit einer ſolchen Kraft der Ueberzeugung an, daß ihr in dem Augenblick wirklich nichts einfiel, das ſie erwidern könnte. Judicas Stimme ließ ſich im Nebenzimmer hören. Der Profeſſor brach ab. Er machte eine Bewegung, mit der er ſich empfahl. „Fragen Sie ihn! fragen Sie ihn!“ wiederholte er noch einmal. „Hören Sie, was die Sekte darauf erwidert! Und dann ſagen Sie ihm, verehrte Gegnerin, was ich, der Vernunftgorilla, Ihnen geſagt habe!“

Ottilie ſah ihm nach; denn mit dieſen Worten ging er (übrigens durch die rechte Thür) hinaus. Sobald ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen hatte, warf ſie ſich auf einen Stuhl; es war ihr auf wirklich lächerliche Weiſe zwiſchen Lachen und Weinen zu Mut. Sie nahm das Zeitungsblatt in die eine, des Paſtors Hut mit dem Blumenſtrauß in die andere Hand. Plötzlich mußte ſie lachen; — obwohl ihr etwas weh that, ſie wußte nicht was. Ja, es iſt begreiflich, dachte ſie, daß ich ihnen allmählich unentbehrlich werde: denn ſeit ich da bin, können ſie aufs ſchönſte miteinander ſtreiten, ohne daß ſie die Unannehmlichkeiten des Wortwechſels haben. Ich bin ihre Rednerbühne.

Ich bin die Zeitung, in der ſie ihre polemiſchen Leitartikel niederlegen. Sie drucken ſich an mir ab. Dann gehn ſie erleichtert von dannen und kehren zu den Freuden des Lebens und der Bruderliebe zurück. Wirklich, ich fange an, mich für ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu halten! — Sie ſtand auf. Ihr alter Galgenhumor lachte ihr aus den Augen. Auf einmal fuhren ihr wieder Verſe durch den Sinn:

„O du, holder als Alle zumal“ —
„O du“ — —

Weiter wußte ſie's nicht.

„Guter Gott!“ ſagte ſie, „für einen Liebenden, der Verſe auf mich macht, hat er mir eben eine ſchöne Predigt gehalten!“ —

„Biſt du wieder da, mein Kind?“ fragte ſie die eintretende Kleine, indem ſie ſich ſehr zuſammennahm. „Wo haſt du ſo lange geſteckt?“

„Ich hab' das Blatt Papier wieder auf Onkel Fridolins Schreibtiſch gelegt; und dann hab' ich aus dem Fenſter geguckt und — und —“

„Nun?“

Das Kind dachte nach. „Und aus dem Fenſter geguckt,“ ſagte ſie endlich; „weiter weiß ich's nicht.“

„Träumerin! Ich werd' dir Arbeit geben! — Du haſt das Blatt auch genau wieder auf ſeine Stelle gelegt?“

„O ja! — — Ich glaube. — — Ich weiß es nicht mehr gewiß.“

„So wird es beſſer ſein,“ ſagte Ottilie mit halber,

etwas unterdrückter Stimme, „ich ſeh' ſelber nach!“ Sie führte die Kleine an der Hand in Profeſſor Fridolins Zimmer, das auch auf den Garten hinausging; durch das offene Fenſter ſah ſie Fridolin unten, am See, in einer Laube ſitzen. „Nun, wo liegt dieſes unglückliche Blatt?“ fragte ſie das Kind.

Wozu fragte ſie noch; ſie hatte es ſchon geſehn.

„Hier!“ antwortete Judica. „Und hier lag es auch, Tante Ottilie.“

„Gewiß?“

„Ganz gewiß.“

Ottilie nahm es nochmals in die Hand. Die kleine zierliche Schrift ſchien's ihr anzuthun. Ihre Augen laſen, und ihre Lippen laſen, ſich leiſe bewegend, mit. Hat er's hier liegen laſſen, dachte ſie, damit ich es finden ſoll? Als ich ihm neulich ſcherzend ſagte, man müſſe alles Schriftliche vor mir hüten, weil ich mit meinen Luchsaugen drei Schritte weit leſe, auch die kleinſte Schrift — hat er ſich das gemerkt? — — Sie war wieder bei den letzten Verſen:

Ich, ich liebe! Wann ſagſt du einmal,
Echo des Herzens: — —?

Dieſe drei Silben, die da fehlen, dachte ſie, — hat er gar gehofft, das Echo werde ſie hinſchreiben? — „Ich liebe“ — wie das klingt! — — Plötzlich fühlte ſie, daß ſie ihn liebte.

III.

Sie sah auf — und das Blatt fiel ihr aus der Hand. Der junge Naturforscher, Leopold, stand drei Schritte von ihr, auf der andern Seite des Schreibtisches; in grauem Anzug, eine Reisetasche über die Schulter gehängt, einen Stockschirm in der Hand. „Guten Morgen, mein Fräulein!“ sagte er scheinbar ruhig mit seinem bedächtigen Baß. „Ich such' hier den Professor. Schönen guten Morgen, Fräulein Judica.“

Das Kind sprang auf ihn zu. „Wo kommen Sie her? so plötzlich?“ fragte Ottilie.

„Gott sei Dank, es scheint, Sie erkennen mich wenigstens noch! — Ich komme von Berlin. Ich langweilte mich in Berlin. Ich hab' Tante Ritter gefragt, ob sie etwas an Sie zu bestellen hätte, und mit ihren Grüßen und mit dieser Reisetasche hab' ich mich auf den Weg gemacht.“

Ottilie starrte ihn etwas befremdet an. Will er mich noch einmal fragen, dachte sie, ob „er es ist“?

— „Der Herr Profeſſor wird ſehr erfreut ſein," ſtammelte ſie. „Sie kommen direkt —"

„Ja. Ich hab' mich wie einen Koffer expediert, und bin nun da."

„Meine Tante iſt wohl?"

„Ihre Tante iſt ſchön und geſund, Berlin iſt eine Wüſte, und ich bitte Sie, Fräulein Ritter, geben Sie mir eine Hand."

„Welche Sie wollen — hier. — Judica! Ruf den Onkel! Sag ihm, wer hier iſt."

Judica ſtürzte ans Fenſter; es war aber nicht mehr nötig, Fridolin zu rufen: denn durch die Thür, die Leopold beim Kommen halb offen gelaſſen hatte, trat der Herr Profeſſor eben mit einem ſonderbaren Gefolge ein. Im Gänſemarſch gingen Paſtor Philipp und der Wirt des Hotels — ein kleiner, munterer Italiener mit gelbem Geſicht und ſchwarzem Kraushaar — hinter Fridolin her; alle drei mächtige grüne Büſchel in der Hand, der Italiener lachend, die beiden Brüder mit komiſch ernſten Geſichtern. Als Fridolin Leopold erblickte, ſtutzte er einen Augenblick; doch gleich darauf drückte er dem Jüngling, ohne ein Wort zu ſagen, ſeinen Büſchel in die Hand, bedeutete ihm, ſich dem Zuge anzuſchließen, und griff in die Ecke neben der Thür, wo ein ganzer Haufe ſolcher Büſchel lag. Mit einem von ihnen bewaffnet ſetzte er den feierlichen Marſch durch das Zimmer fort; verneigte ſich mit dem lächerlichſten Pathos vor Fräulein Ottilie, und ging dann in den entfernteſten Winkel des Zimmers voran. Die andern folgten; auch Leopold, der

mit philoſophiſcher Ruhe erwartete, was geſchehen werde. Judica hatte ſich hurtig gleichfalls mit einem Büſchel verſehen und ſtapfte hinter ihm her.

Als der Profeſſor bis in die Ecke gekommen war, wandte er ſich zu Ottilien zurück und ſagte: „Vossignoria (ein halb fragender, halb ſtolzer Blick auf den Wirt; dieſer nickte) oder Eccellenza haben geſtern die Klage auszuſtoßen geruht, daß in dieſem ſonſt paradieſiſchen Aufenthalt jene kleinen geflügelten Dämonen, welche man Fliegen nennt, ſich mit einer Schnelligkeit vervielfältigen, die die Naturkundigen unter uns leider nicht befremdet. Soll man wünſchen, daß der Dame unſeres Hauſes durch dieſe geflügelten Dämonen das Leben verbittert werde? Nein. Was ſoll man alſo wünſchen? Daß dieſen Dämonen hier das Leben verbittert werde. Genehmigen Sie alſo den vor Ihnen ſtehenden, von mir organiſierten ‚Chor der Fliegenjäger‘, der es ſich zur Aufgabe machen wird, täglich zu wiederholten Malen für die Ruhe Ihrer Seele und den Frieden Ihrer Naſe zu ſorgen, und der in dieſem feierlichen Augenblick beginnt —“

Dieſer Schlußſatz der Rede wäre ſo würdig vollendet worden, wie er begonnen hatte, wenn ſich nicht gerade jetzt dem Redner eine große Fliege auf die ſchöne Naſe geſetzt und ihn ſo unverſehens gekitzelt hätte, daß er alle Haltung verlor und mit der freien Hand nach ihr ſchlug. „Verdammte Beſtie!“ ſchloß er ſeine Rede. Alle fünf Büſchel ſchlugen dann gleichzeitig auf dieſe unparlamentariſche Fliege los. Sie entfloh in eine andere Ecke, der Paſtor verfolgte ſie

mit ſeinen längſten Schritten; Judica krähte vor Vergnügen; der Italiener jagte mit vielen Maledetta's hinter ſeinen Landsmänninnen her; ein wildes Chaos entwickelte ſich. Endlich lief Ottilie, ſich die Ohren zuhaltend, hinaus. Die Fliegenjäger folgten ihr aber, von Fridolin geführt; ſie ordneten ſich, ſie kämpften in den anderen Zimmern ſyſtematiſch, die Wände gleichſam mit vollen Salven beſtreichend und, wie bei Treibjagden, nach den offenen Fenſtern zu eine Kette ſchließend. Endlich glaubten ſie geſiegt zu haben, warfen ihre Büſchel auf einen Haufen, und Judica ſtieß ein Triumphgeſchrei aus. Der Wirt verſchwand; der Paſtor, deſſen ſich eine unchriſtliche Berſerkerwut bemächtigt hatte, verfolgte noch mit Judica eine letzte Fliege bis in Ottiliens Schlafzimmer; Leopold aber warf ſich erſchöpft in eine Sofaecke und ſtreckte die Beine von ſich.

„Ein furchtbar unpraktiſches Verfahren!“ ſagte er mit einer Art von Erbitterung.

„Alles Bedeutende erſcheint zunächſt unpraktiſch,“ entgegnete Fridolin, der ſich, nicht weniger erſchöpft, in einem „Faulenzer“ ausſtreckte. „Uebrigens, guten Morgen! Uns ſo zu überraſchen, war eine gute Idee.“

„Weil ich in dem verwünſchten Berlin keine andere Idee mehr hatte, hatte ich dieſe. Guten Morgen! — Uebrigens“ — er ſah ſich um — „wo ſind wir hier?“

„In Philipps Zimmer.“

„Wo iſt — Fräulein Ottilie geblieben?“

Ehe Fridolin antwortete, hörte man aus dem

Garten herauf einen leisen Gesang. Fridolin horchte; sein Gesicht verklärte sich. Endlich deutete er mit einem Finger dahin, von wo die Stimme heraufkam.

„Sie ist offenbar vor unserm Kriegslärm entflohn!“ sagte Leopold.

Fridolin blickte Leopold an, ohne etwas zu erwidern. Dann, nach einer Weile, sagte er: „Verständigen wir uns, mein Sohn. Gehen wir keine Schleichwege um einander herum. Nicht wahr, du bist hergekommen, weil du die oben genannte Dame — wiedersehen wolltest.“

„Nehmen wir an,“ erwiderte Leopold nach einer Pause, „daß es so ist.“

Der Professor versank in Schweigen. Nach einer viel längeren Pause sagte er endlich: „Es war zu erwarten; denn es ließ sich denken.“

„Brauch' ich dir zu sagen, mein Freund,“ setzte er nach einer neuen Pause hinzu, „daß ich bei dieser Sache, wie man zu sagen pflegt, ein — Interesse habe?“

„Ich war so frei, es bereits zu erraten,“ antwortete Leopold. „Diese Fliegenjagd war eine von deinen Liebeserklärungen; nicht? — Du bildest dir ein, Fräulein Ottilie zu lieben.“

„Ich bilde mir's ein? Wieso?“

„Nun, da du doch weißt, daß du mit dir selbst in der bekannten ‚heimlichen Ehe‘ lebst.“

Fridolin schwieg hierauf wieder eine Weile. „Mein guter Leopold,“ sagte er dann mit überlegenem Lächeln, „diese Phantasie hast du also e r n s t genommen, wie ich sehe.“

„Wie?“ ſagte Leopold verdutzt und richtete ſich auf: „eine Phantaſie?“

„Ja. Bleib ſitzen. Rege dich nicht auf. Dieſe lange Seelengeſchichte, die ich dir damals erzählte — vielleicht machte ich mir nur den Spaß, dir, dem Naturforſcher, eine merkwürdige ‚pſychologiſche Naturerſcheinung‘ plauſibel zu machen. Vielleicht um dir zu zeigen, mein Sohn, daß ich doch noch dein Meiſter bin. Du haſt meine wiſſenſchaftliche Auseinanderſetzung gläubig hingenommen —“

„Fridolin!“ unterbrach ihn Leopold, der nun vor ihm ſtand und ihn mit ſeinen forſchenden Augen zu ergründen ſuchte. „Haſt du damals Komödie geſpielt, oder ſpielſt du ſie jetzt?“

„Ich überlaſſ' es deinem Scharfſinn, mein Teurer, darüber ins klare zu kommen. Du biſt ja ein bedeutender Kopf.“

„Jedenfalls — jedenfalls glaubſt du Fräulein Ottilie zu lieben?“

„Ich hätte das Recht, mein Sohn, darüber zu ſchweigen; aber ich find' es würdevoller, dir offen zu antworten: Ja. Ich glaube nicht zu lieben, ſondern ich liebe.“

„Hm! — Und was die Gegenliebe betrifft — —“ Leopold wartete auf Antwort.

„Vielleicht hältſt du, junger Menſch, es für eine Thorheit, daß ich mit meinen vierzig Jahren noch die Liebe eines jungen Mädchens zu gewinnen hoffe; aber ich — ſo wie du mich hier in dieſem Lehnſtuhl liegen ſiehſt — ich hoffe es.“

Unwillkürlich atmete Leopold auf; er hofft nur! dachte er. — „Was ich dann noch ſagen wollte —“ fuhr er fort.

„Sage es.“

„Du denkſt ſie zu heiraten?“

„Was dieſer junge Mann alles fragt! — Ja, ich denke ſie zu heiraten. Natürlich wenn ſie will.“

„Du denkſt ſie jedem andern ſtreitig zu machen?“

„Auf die Art, die meiner würdig iſt: mit den Waffen des Geiſtes und des Herzens — ja. Das denke ich.“

Leopold ging im Zimmer auf und ab. Er zog ſein Taſchentuch hervor und rieb ſich damit die Stirn. Der Profeſſor folgte ihm mit den Augen, ohne ſich zu rühren. Endlich blieb der Jüngling vor ihm ſtehn, mit einem feinen, klugen Lächeln um die bartloſen Lippen; während die grauen Augen Fridolin ſcharf beobachteten. „Es ſcheint mir, du biſt im Stadium der Selbſttäuſchung,“ ſagte er.

„Inwiefern?“ fragte der Profeſſor.

„Ich erinnere mich, daß du mir damals ſagteſt — ungefähr ſo war's —: ‚Ein reizendes Frauenzimmer entzückt mich; ich verliebe mich. Weiß ich nun noch, daß ich auch eine weibliche Hälfte habe, mit der ich innerlich verheiratet bin? Nein. Ich hab' es vergeſſen. Ich weiß nicht, daß ich es wußte.‘“

„Das alles hätt' ich dir damals, abends im Tiergarten, geſagt?“

„Ja. Mein Gedächtnis iſt nicht übel, wie du weißt. Du ſagteſt mir noch mehr: ‚ich beabſichtige

ſie zu heiraten,' ſagteſt du; ‚ich bin nur noch ein verliebter Mann; ich dichte, ich werbe' — — Das ungefähr waren deine Worte."

„So! — Und daraus ſchließeſt du nun —"

„Daß dieſer Zuſtand, in dem du deine heimliche Ehe verleugneſt, auch jetzt wieder über dich gekommen iſt; daß du dich jetzt nicht kennſt."

Der Profeſſor ſtand auf. „Und du, der zweiundzwanzigjährige Fant, kennſt mich beſſer als ich?"

„In dieſem Augenblick, ja. Du willſt Fräulein Ottilie heiraten? Du darfſt ſie nicht heiraten; das wäre Bigamie."

„Das wäre Bigamie?" — Fridolin erhitzte ſich. Er verlor ſeine lange bewahrte philoſophiſche Faſſung; er ſchüttelte ſeine große Jupiterlocke, daß ſie hin und her flog. „Mein liebes Kind!" ſagte er, „weil ich dir einmal eine allegoriſche Fabel vorgetragen habe, die ganz zu verſtehn du leider noch viel zu jung biſt, darum dürft' ich nicht heiraten? Und weil du dich zufällig in eben dieſelbe Dame vergafft haſt und ihr von Berlin an den Gardaſee nachgereiſt biſt, darum wär' es Bigamie, wenn ich Ottilie Ritter heiratete? — Ich bitte dich, laß mich ausreden; auch ich will einmal ausreden — ich, der Mann, den jeder unterbricht. Es wird offenbar Zeit, mein Sohn, daß ich dir folgendes ſage! Wenn ich noch nicht entſchloſſen war, Ottilie Ritter zu heiraten, ſo bin ich es jetzt. Und ich bin entſchloſſen, der muſterhafteſte Ehemann zu werden, den es gibt! Ich bin entſchloſſen, euch jungen Mannsbildern von heute, euch fiſchblütigen

Naturforschern und Verstandesknechten zu zeigen, wie so ein Idealist aus der alten Schule die wahre Liebe und die wahre Ehe versteht! Und endlich bin ich entschlossen, dir zu beweisen, mein Lieber, daß ich ein freier Mensch bin und thun kann, was ich will! — Bist du mein Nebenbuhler, — gut! Thu, was du kannst. Setz deine verständige Jugend gegen mein unverständiges Alter. Laß es uns gegenseitig für eine Ehre halten, miteinander um Ottilie Ritter zu kämpfen. Aber bilde dir nicht ein, daß ich vor deinen Einreden zurückweiche! — Ich hab' deine Schwester geliebt und dann auf ihrer Hochzeit mit einer andern getanzt; ich hab' Therese Fischer geliebt und bin dann, als mein Bruder Franz sie heiratete, sein Trauzeuge gewesen; aber bilde dir nicht ein, mein Lieber, daß ich auch auf Ottilie Ritter freiwillig und gutmütig verzichte. Kämpfe mit mir — und siege, wenn du kannst!"

„Fridolin!" rief Leopold, der nun endlich zu Worte kam, hinter ihm her. Aber Fridolin lief hinaus. In der Thür hätte er beinahe den Pastor Philipp über den Haufen gerannt, der blaß und mit sehr verstörten Gesichtszügen dastand. Doch ohne auf ihn zu achten, lief Fridolin an ihm vorbei und in sein eigenes Zimmer, und ließ den jungen Naturforscher mit der sich auflösenden Naturerscheinung der heimlichen Ehe allein.

IV.

Es klopfte an Fridolins Thür. Eben hatte er ſich erſt auf ſein Sofa geworfen und ſuchte ſich nach dieſer Erregung zu faſſen, ſein heftig ſchlagendes Herz gleichſam mit den Händen zu halten, in die Zukunft zu denken, — als er es pochen hörte. Er blieb ſtill. Neues Klopfen. Endlich trat der Pocher ungerufen ein. Es war Paſtor Philipp. Seine Geſtalt war noch vorgebeugter, ſeine Schritte noch ſchleifender, ſein Geſicht noch blaſſer als ſonſt. So geräuſchlos wie möglich ging er bis an das Sofa, auf dem der Profeſſor lag, und ſetzte ſich daneben auf einen Stuhl.

„Verzeih, lieber Bruder, daß ich eintrete," ſagte er mit großer Langſamkeit und mit etwas Feierlichem in der Stimme.

„Was wünſcheſt du?" fragte Fridolin, innerlich gereizt. „Willſt du wieder einmal fort?"

„Nein; das nicht. Darum komme ich nicht. Fridolin, haſt du zwei Minuten für mich?"

Reſigniert antwortete Fridolin: „Ich habe ſie. Sprich."

„Ich habe eben, unfreiwilligerweiſe, einige Worte gehört — achte nicht auf meine Stimme“ (ſie fing nämlich an zu zittern), „ich glaube, ſie iſt etwas belegt — — einige Worte gehört, über die ich mit dir reden muß. Ottilie Ritter. Du ſprachſt von Fräulein Ottilie Ritter. Ich wollte in mein Zimmer — und ſtand noch vor der Thür — und weil du leider, nach deiner Gewohnheit, ſehr laut ſprachſt, habe ich's gehört.“

„Was haſt du gehört?“ fragte Fridolin, indem er auffuhr.

Der Paſtor drückte ihn ſanft wieder in ſeine Ecke zurück. „Du ſollſt nicht zu kurz kommen, lieber Bruder,“ ſagte er mit einem rührend melancholiſchen Lächeln: „ich werde dir auch etwas von Fräulein Ottilie Ritter ſagen; ſo gleicht's ſich aus. Es war allerdings eine Untreue gegen meine Vergangenheit — — Kurz, Fräulein Ottilie — — Es iſt mir damit gegangen, wie ich niemals gedacht hätte. Ich bin wieder aufgelebt. Ich habe heute allerlei Blumen und Kräuter gepflückt wie ein junger Menſch; ich habe mit euch Fliegen gejagt; — noch vor vierzehn Tagen hätte ich ebenſo gut meinen Herrn Jeſum Chriſtum verleugnet, als ſolche Thorheiten getrieben. Ich bin noch jung, ſagſt du. Ja, ich bin wohl noch jung. Es iſt mir nun ſelber ſo zu Mute, als wenn ich wirklich noch jung wäre. Und da ſie, wie du gleichfalls ſagſt, die beſte Erzieherin meines Kindes iſt, die ich finden könnte — und da ich leider gar kein Talent habe, allein zu leben — — Bitte, bleib in deiner Ecke,

wie ich auf meinem Stuhl — — So hab' ich heute morgen auf meinem Spaziergang, während ich die Blumen pflückte, gedacht: ich glaube wirklich, wenn sie wollte, ich wollte wohl. — Das war es, was ich meinerseits dir zu berichten hatte."

Während er dies sagte, lag Fridolin nicht mehr in seiner Ecke, sondern stand, gegen den Tisch gelehnt, riß die Augen weiter und weiter auf, und nickte dazu, ganz verstört, mit dem Kopf. „Auch du willst sie haben!" rief er endlich aus. „Jeder will sie haben! — Und um mir das so ins Gesicht zu sagen, kommst du herein? — Wenn du vorhin an deiner Thür gehört hast, daß ich von Ottilie Ritter sprach, weißt du dann nicht, wie es in mir aussieht?"

„Ich weiß, allerdings," murmelte der Pastor; „ich bitte dich, rede nicht so laut. Du willst auf Fräulein Ottilie nicht verzichten, hast du gesagt —"

„Nein! ich will und werde nicht auf sie verzichten! Ich werde nicht! Nicht gegen alle Brüder der Welt —!"

„Aber was redest du von allen Brüdern der Welt," fiel ihm der Pastor ins Wort; der immer leiser und hohler sprach, je mehr Fridolins Stimme sich erhöhte. „Ich war nur gekommen, um dir mit brüderlicher Offenherzigkeit zu gestehen, was ich meinerseits vor einer Stunde gedacht hatte —"

„Es ist gut! Denke, wolle, mache deine Pläne; nur zu! Thut alle miteinander, was ihr wollt, was ihr könnt! Hindernisse — — O! Hindernisse machen mich nicht irre, sie thun mir gut, sie wecken meine

Energie, ſie reizen mich. Gebt mir Hinderniſſe, ich ſpringe darüber hinweg!“

„Aber was redeſt du von darüber Hinwegſpringen, von Hinderniſſen —“

„Wie!“ fuhr Fridolin auf. „Wirfſt du mir etwa kein Hindernis in den Weg, wenn du mir ſagſt: ich liebe ſie auch? Reißeſt du nicht an meinem Herzen herum, wenn du mir ſagſt: ich kann nicht allein leben, ſie ſoll bei meinem Kind bleiben, ſie ſoll meine Frau ſein? — Aber ich verzichte nicht!“ rief er heftiger aus. „Nein! Sag mir nichts mehr! Ich verſchließe meine Ohren, meinen Verſtand, mein Herz, ich höre nicht zu. Sagt mir nichts mehr von euch; ſagt mir nichts von dieſer gottverdammten ‚heimlichen Ehe‘! Ich will eine Ehe haben wie ihr alle, wie die ganze Welt, ich will heiraten, ich will glücklich werden, und alle eure Hinderniſſe ſollen mich nicht hindern!“

„Um Gottes willen,“ ſtammelte Philipp; „was für ein Ausbruch — — Fridolin —!“ — Da bricht er vollends aus und iſt aus der Thür. Fridolin! — — Hat man denn dieſen Mann je in dieſem Zuſtand geſehn? — Ich glaube, ich zittere. — ‚Nicht gegen alle Brüder der Welt‘ — Bin ich denn ſo ein unbrüderlicher Bruder, daß man mir ſolche Kriegserklärungen ins Geſicht werfen muß? Haben wir beide ſo miteinander gelebt, daß er von mir hinwegſtürzt wie von einem Feind, und mir — — — Ich hätte gar nicht kommen, von meinen eigenen Gedanken gar nichts ſagen ſollen; — ich bereue immer zu ſpät.

‚Heimliche Ehe‘ — was wollte er mit ſeiner ‚heimlichen Ehe‘? Ich verſtehe es nicht. — Ich dir Hinderniſſe geben, daß du darüber hinwegſpringſt? Zum Dank für all deine Liebe und Güte, deine Opfer, deine brüderliche Sorge und Treue? Ich, der ich mich hinſtelle und den Menſchen Chriſti Wort und Lehre predige; ich, der ich weiß, wie viel beſſer und im Geiſte reicher und in allem liebenswerter du biſt als ich — —

„Nein!“ ſagte er laut nach dieſen leiſen Gedanken, und ging mit einer Entſchloſſenheit, die an ihm ſelten war, aus der Thür.

Er ging in ſein Zimmer; niemand begegnete ihm. Er ſchloß die Thüren zum Korridor und zum Nebenzimmer ab, holte aus einer Ecke einen Handkoffer hervor, und begann, zuweilen ſeufzend, zuweilen aus tiefer Zerſtreuung auffahrend und nachſinnend, was er denn eben gewollt, allerlei Wäſche und Bücher einzupacken. Die kunſtvolle Berechnung und Erſparung des Raumes, die er dabei nach alter Gewohnheit betrieb, koſtete ihn viele Zeit; denn ſo oft er die Entdeckung machte, daß eine noch kunſtvollere Behandlung des Raumes möglich ſei, packte er ſeufzend ſein ganzes Werk wieder aus und zwang ſeine Hemden, Reiſebücher, Strümpfe und Kirchenzeitungen, ſich noch inniger aneinander anzuſchließen. Als er endlich nach Verlauf einiger Stunden alles vollbracht und mit ſich und mit ſeinem Koffer abgeſchloſſen hatte, ſchloß er noch einmal auf, holte mit vieler Mühe Tintenfaß, Briefpapier und Feder wieder hervor, die er voreilig mit

eingepackt, und ſchrieb in ſeiner kleinen, ſteilen Schrift folgenden Brief:

„Mein verehrtes Fräulein! Ein plötzlicher, an ſich unbedeutender Anlaß zwingt mich, mit dem nächſten Omnibus, der nach Mori an die Eiſenbahn geht, abzureiſen und Sie mit meiner Judica im Schutze meines Bruders zurückzulaſſen. Ob ich Sie noch hier in Riva wiederſehe, oder ſpäter erſt, und wann und wo, das alles würde ich Ihnen ſchon heute ſagen, wenn ich's heute ſchon könnte. Ich kann es nicht. Nehmen Sie einſtweilen meinen aus tiefſtem Herzen kommenden Dank für alles, was Sie an meinem Kinde gethan haben und etwa noch thun werden; und geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß, was ich auch gegen die kirchenfeindlichen Geſinnungen meines Bruders vor Ihnen geäußert haben mag (und ich hatte ſowohl das Recht als die Pflicht, ihm darin entgegenzutreten!), er in allem übrigen einer der verehrungswerteſten und edelſten Menſchen iſt. Geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich, der ich über ſein Seelenheil leider manche Sorgenſtunde habe (und ich wäre ein Menſch ohne Gewiſſen und Glauben, hätte ich ſie nicht), daß ich ihm für ſein irdiſches Heil allen Segen, allen Troſt, alle Liebe wünſche, die ein ſo liebenswertes, großes Herz für ſich begehren kann. Sagen Sie ihm, mein verehrtes Fräulein, daß der Gegenſatz zwiſchen unſeren religiöſen und politiſchen Ueberzeugungen, oder ſonſt irgend ein Gefühl, welches es auch ſei, mich nicht hindert, ſeinen Wünſchen jeden eigenen Wunſch zum Opfer zu

bringen; und daß ich in mir den tröſtlichen Glauben habe, alle die Liebe, die er verdient, werde ihm zu teil werden.

„Ich werde ſpäter von mir hören laſſen, wie und wo ich bin; den nötigen Reiſebedarf führe ich in meinem Handkoffer mit. Der eine meiner Hüte, mit den Blumen (deren einziger Zweck war, Sie für jene unſere erſte Begegnung nochmals um Verzeihung zu bitten), blieb bei Ihnen ſtehn; ich brauche ihn nicht, ich reiſe mit dem andern. Es iſt heute Sonnabend, der Wirt unſeres Hotels wird Ihnen die Wochenrechnung überreichen; wollen Sie ſie meinem Bruder geben, daß er ſie bezahle. Und nun leben Sie wohl, — und Gott gebe Ihnen und meinem Bruder gute Gedanken.

Hochachtungsvoll

ergebenſt

der durch Sie glückliche Vater Judicas."

V.

Paſtor Philipps Brief war vielleicht noch nicht ganz geſchrieben, als Fräulein Ottilie die letzte Hand an ihre Toilette legte, in der ſie beim Familiendiner erſcheinen wollte. Dieſe Toilette war, in Ermangelung von Verſen (ſie machte keine), gleichſam eine Antwort auf Fridolins Gedicht: die Friſur, der Kopfputz, das Krägelchen, die Farbe ihres Kleides, alles nach Profeſſor Fridolins Geſchmack und gelegentlich ausgeſprochenen Wünſchen gewählt, konnten auch für eine Art von Akroſtichon gelten; jedes Stück des Anzugs ein Buchſtabe, das Ganze: „Fridolin.“ Es war dadurch etwas Veilchenhaftes über ſie gekommen, das ihr eigentlich nicht natürlich war; ſie ſtand vor dem Spiegel und konnte nicht umhin, es leiſe zu empfinden; doch mit der Entſchloſſenheit, die jedes lebhafte Gefühl des Herzens hat, warf ſie dieſe leiſe Empfindung unter den Tiſch. Konnte es denn wohl noch eine Täuſchung ſein, daß ſie Fridolin liebte? Warum hatte ſie denn wieder (ſchon zum drittenmal!) dieſes Blatt mit dem verräteriſchen Gedicht in der

Hand? Warum hatte ſie es heimlich aus ſeinem Zimmer geholt und ſich in ihrem eigenen damit eingeſchloſſen? Und warum ſetzte ſie ſich nun, als Veilchen geſchmückt wie ſie war, mit rot blühenden und glühenden Wangen an ihren Schreibtiſch, zog ein zierliches Bleiſtiftetui hervor, das ihr der Profeſſor geſtern abend geſchenkt hatte, legte das Gedicht vor ſich hin, und ſah auf die letzte Zeile mit einem herzlichen, tiefen Seufzer herab?

„Ich kann dieſe Lücke nicht mehr ſehn," ſagte ſie halblaut. Dieſes Gedicht behalt' ich, dachte ſie dann leiſe. Warum legte er's auch ſo offen auf den Tiſch? — — Wenn ich's behalte, ſo kann ich die Lücke ja ausfüllen: die drei letzten Silben.

Ich, ich liebe! Wann ſagſt du einmal,
Echo des Herzens: — —?

Nun? Echo des Herzens? — Sie dachte nicht länger, ſie nahm den Bleiſtift und ſchrieb. Nach „Echo des Herzens" ſetzte ſie an und ſchrieb (und es machte ihr Mühe, in die kleine Schrift des Profeſſors ihre großen, kühnen Buchſtaben hineinzuzwängen): „Ich lie —"

„Nein!" ſagte ſie, ſprang errötend auf und warf den Bleiſtift hin. „Wie komm' ich dazu? Was mache ich? Gott im Himmel, was iſt mit mir geſchehen, daß ich ſo lyriſche Narrheiten treibe? Und *ich*, *ich* will *andre* Kinder erziehn?"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihre Gedanken; es war ihr recht. Sie warf das Gedicht in

eines der Bücher, die auf ihrem Tisch lagen, packte die andern darauf, so daß es zu unterst lag, und ging dann an die Thür, sie aufzuschließen. Sie hatte gedacht, es sei Judica. Zu ihrer Verwunderung stand Leopold vor ihr — jetzt ohne Reisetasche, Schirm und Stock — und begrüßte sie mit einer fast zu höflichen Verbeugung.

„Darf man wagen, Sie einen Augenblick zu stören?“ fragte er. „Haben Sie für mich eine Minute Zeit?“

„Einen Augenblick“ — „eine Minute“ — für einen Mann nicht sehr logisch! dachte sie. — „O ja,“ sagte sie lächelnd, „ich hab' für Sie die gewünschte Zeit.“

„Ich sehe, daß Sie schon lächeln, mein Fräulein,“ erwiderte Leopold etwas mühsam und sichtlich verlegen; „das ist kein hoffnungsvoller Anfang für mich. Ich weiß sehr gut, wie es mit mir steht. Ich bin — beklommen, verlegen; daher ungeschickt. Sehn Sie, ich sage Ihnen das lieber selbst, damit Sie es nicht hinter meinem Rücken denken, mein Fräulein. Wenn ich es selber sage, so erscheint es weniger absurd, weniger lächerlich. Darum sag' ich es selbst.“

„Eine gute Maxime, und gewiß sehr praktisch,“ entgegnete Ottilie heiter und leichthin. Sie betrachtete ihn mit beginnendem Interesse.

„Es liegt in der Sache,“ fuhr er fort; „die Beklommenheit, mein' ich. Erstens hab' ich Ihnen gegenüber, damals in Berlin, eine auffallende Dummheit gemacht; das liegt nun auf meinem Selbstbewußt-

ſein, das drückt mich. Zweitens bin ich, wie ich glaube, im Begriff, eine zweite Dummheit zu begehn; das richtet mich auch nicht auf. — Bitte, lächeln Sie lieber, wertes Fräulein, als daß Sie mit dieſem furchtbaren Ernſt zuhören, was ich Ihnen ſage."

Sie lächelte.

„Sehen Sie, mein Fräulein, — ich hab' damals, in Berlin, behauptet, ‚Sie ſeien es'; und ich hab' Sie gefragt, ‚ob ich es ſei, oder nicht'. Nicht wahr, ich würd' Ihnen nun ebenſo unverſtändlich und ebenſo lächerlich ſein, wenn ich Sie jetzt fragen wollte: ob Sie es wenigſtens werden könnten, und ob ich — — ob ich es wenigſtens werden könnte."

O weh, ſie wird rot, dachte er; ich fange meine Sache ſehr plump an; ich bin ja wohl ein Eſel.

„Wirklich, mein Herr —"

„Beſtes Fräulein," fiel er ihr ins Wort, „ich bitte, haben Sie noch einen Augenblick mit mir Geduld; einen Augenblick! Es handelt ſich da um einen Traum — nein, eine Viſion — einen Aberglauben — — Man ſucht in ſo einem Fall die Worte und man findet ſie nicht. Könnt' ich dichten, ſo hätt' ich ſie wahrſcheinlich ſchon gefunden. Ich hab' es auch verſucht. Ich hab' verſucht, ein Gedicht darüber zu machen; in dieſem Versmaß: ‚Stilles Rätſel, Seele meiner Träume'; — es ging nicht. Ich kann's nicht. Ich bin kein Poet, mein Fräulein; ich bin ein Naturfex; ein trockener Menſch; homo formica, Linné. Das einzige Gedicht, das ich in meinem Leben gemacht habe, hat ſechs Zeilen und nur drei Reime; und das hab' ich noch

dazu nicht allein gemacht, sondern mit meinem Freund, dem ‚dicken Rudolf', zusammen; — übrigens, wenn ich gerecht sein will, das ist wirklich bedeutend."

„So werden Sie es auswendig wissen," sagte Ottilie in ihrer alten Heiterkeit; „und so bitt' ich sehr, tragen Sie es vor."

„Es ist nur durch seine antike Einfachheit und durch die Wahrheit seiner Behauptungen bedeutend, mein Fräulein."

„Ich liebe die Einfachheit und die Wahrheit; also bitte, tragen Sie es vor!"

Leopold ließ sich nicht länger nötigen, er rezitierte seine Verse, — dieselben Verse, die der dicke Rudolf an jenem Abend in Berlin den Leibschwaben vorgesungen hatte:

Trinket den Wein
So lang' er noch rot ist!
Werfet das Geld weg
So lang' es noch Kot ist!
Lebt doch der Mensch nur
So lang' er nicht tot ist!

„Ein nicht sehr rührendes, aber ein erbauendes Gedicht," sagte Ottilie und lachte.

Leopold verneigte sich. „Ich hab' seitdem noch dreimal den Versuch gemacht," sagte er, „mich ebenso aufzuschwingen; aber die Natur hatte sich erschöpft, wie es scheint; ich hab' nur diesen einen Löwen zur Welt gebracht."

„So müssen Sie mir dieses Ihr Einziges in mein Album schreiben; — wollen Sie? Ich hab', wie so

viele Gräfinnen, Pfarrerstöchter und Gymnasiasten, mir auch ein Album angelegt, für lyrische und didaktische Ergüsse. Wollen Sie so gut sein —?"

„Mein Fräulein, diese Ehre —"

„Hier ist das Album, hier ist Feder und Tinte!" — Sie suchte unter den Büchern auf ihrem Schreibtisch, holte eines in schwarzem Leder mit Goldschnitt hervor und legte es vor ihn hin. „Und hier ist ein Stuhl!"

„Meine Schriftsteller-Eitelkeit verbietet mir, mich dagegen zu sträuben; denn es könnte Sie plötzlich wieder gereuen," sagte Leopold mit immer gemütlicherem Humor. „Also ich setze mich!" — Er schlug ein leeres Blatt in dem Album auf (es waren noch viele weiße Blätter darin) und fing augenblicklich an:

„Trinket den Wein
So lang' —"

Halt! dachte er und hielt inne.

„Nun? Warum schreiben Sie nicht?"

„Ich — ich feile noch!" gab er etwas zögernd zur Antwort. Oho, dachte er, vielleicht brächte ich eine Anspielung hinein auf das, was ich eigentlich will; irgend so ein Wort — — Es kommt schon; es kommt. Warum sollen wir denn immer Rotwein trinken? — Er setzte wieder an und schrieb den ersten Satz kühn zu Ende:

„Trinket den Wein
So lang' er noch weiß ist!"

„Feilen Sie noch immer?" fragte Ottilie nach einer Weile.

„Nein," ſagte er und ſchrieb nun, ohne wieder abzuſetzen, zu Ende. Dann überreichte er ihr das Buch, mit etwas verlegenem und ſehr ernſthaftem Geſicht.

„Alſo laſſen Sie ſehn, ob Sie es zu Tode gefeilt haben oder nicht!" — Sie las:

Trinket den Wein
So lang' er noch weiß iſt!
Gebet das Herz weg
So lang's noch im Preis iſt!
Lebt doch der Menſch nur
So lang' er kein Greis iſt!

„Was ſoll das?" fragte Ottilie und ward rot. „Das iſt — ein anderes Gedicht. Wie kommen Sie dazu, das hierher zu ſchreiben?"

Leopold fühlte, daß er gleichfalls errötete, und verlor auf einmal wieder all ſeinen Humor. „Verzeihen Sie!" ſtammelte er.

„Was beabſichtigen Sie mit dieſer Art, zu ‚feilen'?"

Werd' es los, dachte Leopold; werd' es los! — Er nahm ſich zuſammen und murmelte: „Was ich —? — Eine — eine Anfrage."

„Verzeihen Sie!" ſetzte er hinzu, da er ſah, daß es ihr um die Lippen zuckte. „Es kam mir ſo in den Mund — in die Feder — — Seien Sie nicht böſe, mein Fräulein — — Mein alter Aberglaube — denn ich glaube wirklich, Sie ſind es — Und es iſt ſo ein verrückter Zuſtand, nicht zu wiſſen, — nicht zu wiſſen, ob man es iſt oder nicht."

Das Fräulein ſchien dieſe letzten Worte nicht

mehr zu hören; es ging ihr ein ganz eigenes, rätselhaftes Spiel über das glühende Geſicht. Indem ſie die Lippen ein wenig öffnete, ſuchte ſie mit den Augen auf dem Tiſch. Aus dem Album war, als Leopold es vorhin aufgehoben hatte, um es ihr zu überreichen, ein loſes Blatt herausgeglitten und lag neben den andern Büchern da; ein auf der ſichtbaren Seite unbeſchriebenes Blatt. In ſich vertieft, wie ſie war, ſetzte ſie ſich auf den Stuhl, nahm ihren Bleiſtift und fing an, auf dieſem Blatt zu ſchreiben.

„Was, mein Fräulein —?“ fragte er, brach aber, ſowie er ſich laut ſprechen hörte, wieder ab.

Sie murmelte etwas, das er nicht verſtand. Ihr Bleiſtift ging geſchwind über das Papier; blieb dann ſtehn, wie ein gehemmſchuhtes Rad; und lief dann wieder fort. Kurze Zeilen entſtanden unter ihren zierlichen Fingern. Sowie ſie fertig war, machte ſie einen langen Haken über das Blatt herunter, ſtand auf und trat zurück.

„Ich ſoll leſen —?“ fragte er verwirrt.

Sie nickte, ohne ihn anzuſehn. So trat er denn neben den Stuhl, beugte ſich etwas vor und las. Sie hat auch „gefeilt“! dachte er. Mit einem Gefühl, das ihm den Atem verſetzte, las er ſtill für ſich:

Schenket den Wein ein
So lang' er noch rein iſt!
Suchet kein Herz mehr auf,
Das nicht mehr ſein iſt.
Lebt doch der Menſch nur
Dieweil er zu Zwei'n iſt!

Er las es einmal, dann wieder, dann zum dritten-

mal; doch zuletzt nur noch mit den Augen, ohne Sinn und Verstand. Es war ihm elend zu Mut. Hätt' ich's nicht denken können? dachte er. Wer viel fragt, kriegt viel Antwort! — Endlich entstand ihm eine Art von Nebel vor den Augen, und er glaubte nur noch durch diesen Nebel die beiden Zeilen zu sehn: „Suchet kein Herz mehr auf, das nicht mehr sein ist!" Er fühlte sich tief beschämt, — und noch tiefer betrübt. Eine wahre Furcht befiel ihn plötzlich, Ottilie wieder zu sehn, oder ihr Kleid hinter sich rauschen zu hören. Er horchte, ohne sich zu rühren. Jetzt wird es rauschen! dachte er. Doch es rauschte nicht. Das Zimmer war totenstill. Er hörte nur die Fliegen, die durch die offenen Fenster wieder hereinzogen; und die Fliegenjagd, das Gespräch mit Fridolin, sein schwerer Gang hierher, alles fiel ihm wie durch einen Zug an tausend Gehirnfäden wieder ein, so daß er zusammenzuckte. Unwillkürlich wandte er sich um, als hätte Ottilie ihn von hinten berührt. Es hatte ihn aber niemand berührt. Sie war fort. Geräuschlos war sie verschwunden.

Und was thut man nun? fragte er sich in Gedanken. Etwas muß man thun! Er nahm das verhängnisvolle Blatt wieder in die Hand und drehte es hin und her, wie wenn er den Pfeil in seiner Wunde herumdrehte. „Uebrigens war es schon beschrieben!" sagte er, in seinem Elend, halblaut vor sich hin. „Auch auf der andern Seite ein Gedicht!" Mechanisch begann er die Verse auf dieser Rückseite zu lesen. Allmählich wurden seine Augen größer,

und ſo groß wie nie. Er ſah Fridolins kleine Schrift, ſah die Anfangsbuchſtaben (Ottilie hatte ſie mit ihrem Bleiſtift, vor einer Stunde, einen nach dem andern unterſtrichen), und ſah endlich, was das „Echo“ am Schluß hinzugethan hatte. „Ich lie —“ ſtand da, — in Ottiliens Schrift. Er erkannte ſie. Er hatte ſie erſt heute, an dieſem Morgen, in Judicas Schreibheften ſtudiert. Fridolin und Ottilie! dachte er. Großer Gott! Ja, nun weiß ich genug.

„Findet man dich hier?“ fragte Fridolins Stimme. Der Profeſſor, in ſeiner ſchönſten Sammetweſte, die Krawatte in der großen, kunſtvollen Verſchlingung, die er ſelber erfunden hatte (ſeine Leibſchwaben nannten ſie den „gordiſchen Knoten“), Bart und Haar künſtleriſch gepflegt, ſtand hinter ihm in der Thür. Er hatte den Jüngling geſucht, um ihm zu zeigen, daß dieſer „Kampf“ um Sie die Freundſchaft zwiſchen ihnen nicht beirren ſolle. „Findet man dich hier?“ wiederholte er, doch ohne in Ton oder Miene Eiferſucht zu verraten. „Ich hoffe, du weißt, mein Sohn, daß man in einer Viertelſtunde zur Tafel gehn wird; Sprachverfälſcher nennen es ‚Diner‘.“

„Ich weiß, daß ihr zur Tafel gehen werdet,“ antwortete Leopold; — „übrigens, alles iſt bereits — in Ordnung. Lies dieſes Gedicht. Von dir, an ſie. Hier lag es, — in ihrem Album. Und ihre Antwort ſteht ſchon darunter; lies. Wünſcheſt du ſie noch deutlicher? Ich nicht!“

Fridolin hatte geſehen, begriffen, und war nahe daran, das Blatt vor Ueberraſchung fallen zu laſſen;

aber mit der flachen Hand fing er es noch auf. „Ottilie —!“ rief er aus. Leopold beobachtete das freudige Erſchrecken auf Fridolins Geſicht, beobachtete jede Veränderung, die es darauf hervorbrachte, und rührte ſich nicht.

„Mein lieber Freund,“ ſagte der Profeſſor endlich, mit dem weichſten Ton, den er in der Kehle hatte, — „ich bin ganz beſtürzt. Das iſt eine Kataſtrophe.“

„Das iſt wenigſtens eine Enthüllung, die alle weiteren Forſchungen überflüſſig macht,“ erwiderte Leopold mit künſtlicher Kaltblütigkeit. „Alſo ſie war es nicht. Sie ſah nur ſo aus. Ich ‚analyſiere‘ nun weiter!“

„W a s war ſie nicht?“ fragte Fridolin und ſtarrte ihn an.

„Nicht ſo ein Kindskopf wie ich! — — Machen wir keine Redensarten, Fridolin, mit Glückwünſchen und Bedauern; jeder fühlt ja doch nur, was er fühlen kann. Ich kehre nun zur — Wiſſenſchaft zurück. Beitrag zum Seelenleben: Abteilung ‚jugendliche Myſtik‘, ‚Aberglauben des Herzens‘! Adieu. Auf Wiederſehn — irgendwo.“

„Irgendwo? — Was willſt du? Wohin?“

„Fort,“ antwortete Leopold und ging aus der Thür.

VI.

Ottilie schritt unten im Speisezimmer, das auf den Garten hinausführte, schon lange ungeduldig auf und ab. Die Tafel war, Gott weiß wie lange, gedeckt, die Suppe war erschienen und war wieder entfernt worden; denn von den drei Herren der Gesellschaft ließ sich noch immer nicht ein einziger sehn. Das Fräulein trat wieder einmal (ungefähr zum zehntenmal) an die Glasthür, um in den Garten hinauszuschauen und vielleicht dort einen dieser Männer zu entdecken. Sie legte ihr Gesicht gegen die Fensterscheibe. Sie trommelte mit allen zehn Fingern darauf. Alles war umsonst. Endlich trat sie zum zehntenmal in das Zimmer zurück und wandelte wieder — wie die Figuren eines mechanischen Theaters, die immer von neuem vorüberspazieren, vorüberreiten oder vorüberranchen — bis an die andere Thür.

Die kleine Judica kam hereingesprungen. „Nun?“ fragte Ottilie, „hast du den Papa, oder den Onkel, irgendwo entdeckt?“

„Den Papa — nein.“

„Aber den Onkel?“

„Tante Ottilie,“ fragte das Kind, anſtatt zu antworten, „iſt es eigentlich eine Sünde, wenn man horcht?“

„Warum fragſt du danach? — Haſt du den Onkel geſehn?“

Etwas unſicher, was ſie ſagen ſolle, ſchüttelte Judica den Kopf. „Ich hab' ihn nicht geſehn — aber ich hab' ihn gehört.“

„Wo?“

„In ſeinem Zimmer. Weißt du, was er da that? Er ging da grade ſo auf und ab, wie du hier unten. Du, Tante Ottilie! Wenn einer an eine Thür kommt und hört, daß in dem andern Zimmer einer laut mit ſich ſelber ſpricht, und wenn einer dabei ſo ſonderbar iſt, und wenn einer dann horcht, — iſt das Sünde?“

„Was haſt du denn behorcht?“ fragte Ottilie unruhig, ohne auf die Frage zu antworten.

„Zuerſt ſagte er immer: ‚Ottilie! Ottilie!‘ und ich dachte, Tante Ottilie, du wärſt da oben bei ihm; aber du warſt doch hier unten. Und dann — — Du! Warum nennt er dich ſonſt immer Sie, und warum nannte er dich nun Du?“

„Das weiß ich nicht; aber du biſt ein kleines dummes Ding und haſt gewiß alles falſch verſtanden; — und nun iſt's genug.“

„Oho! es fängt ja erſt an! — Tante Ottilie, hat denn jeder Menſch eine heimliche Ehre? Onkel Fridolin hat eine heimliche Ehre; das hat er dreimal geſagt.“

„Was redeſt du da alles; ich verſtehe nichts,“ fiel Ottilie ihr ins Wort.

„Ich auch nicht,“ ſagte Judica treuherzig. „Ich weiß auch gar nicht, warum er dich ſo bedauert; biſt du denn ſo unglücklich? Immer wieder hat er dich bedauert; und ſich auch; — aber dann kam eine andere dazwiſchen; denn auf einmal ſagte er: ‚Eva des Herzens!‘ Und die hat er dann auch bedauert; und dann —“

Das Kind ſchmiegte ſich näher an Ottilie und flüſterte, wie wenn ein Küchlein, das den Habicht geſehen hat, unter dem Flügel der Mutterhenne piepſt: „Und dann, glaub’ ich, hat er geweint.“

Ottilie ſtand in wachſender Unruhe da. Was war geſchehn?

„Und dann, Tante Ottilie, kam offenbar irgend ein Menſch zu ihm ins Zimmer, der etwas von ihm wollte —“

„Was?“ fragte Ottilie unwillkürlich.

„Ich weiß nicht; aber Onkel Fridolin wollte nicht. Er wurde ſehr laut und ſagte: ‚Ich kann nicht! Ich darf nicht! Mein Schickſal!‘ — Und dann rief er: ‚Ich dich unglücklich machen! Und mich!‘ — Und dann rief er: ‚O Gott!‘ — Und da ging denn wohl auch der andre Menſch wieder fort; denn es wurde ſtill. Da bin ich endlich an die Thür gegangen und wollte ſie aufmachen; aber ſie war verſchloſſen. Onkel Fridolin fragte furchtbar laut: ‚Wer iſt da?‘ Und ich wär’ vor Schreck beinahe fortgelaufen. Ich dacht’, er hätte gemerkt, daß ich gehorcht hatte; — glaubſt du, Tante Ottilie, daß er’s gemerkt hat?“

„Siehſt du: dein böſes Gewiſſen!“ ſagte Ottilie; doch mit Anſtrengung. „Nun, und was dann?“

„Dann bin ich doch ſtehen geblieben, weil du mir geſagt haſt, daß ich vor Menſchen, die mir nichts zuleide thun, nie davonlaufen ſoll. Und hab' hineingerufen: Onkel Fridolin, warum du denn nicht zum Eſſen kommſt? — ‚Geh' nur!‘ ſagte er dann, ‚ich komme gleich! Geh', laß mich allein!‘ Und da bin ich fortgegangen, und die Treppe herunter.“

„Alſo wird er ja kommen!“ murmelte Ottilie vor ſich hin. „Alſo wird er ja kommen!“ wiederholte ſie laut, wie um ihrem unmäßig klopfenden Herzen zuzuſprechen. Sie nahm ihr Taſchentuch, das ſie vorhin mit kölniſchem Waſſer getränkt hatte, und legte es ſich gegen die Schläfen, die Stirn. Ich verſtehe n i c h t s, dachte ſie; n i c h t s. Aber es iſt ja wohl in dieſem Leben nicht das erſte Mal! — Warten und ſich faſſen.

Sie ging wieder an die Glasthür; Judica kam ihr nach. „Tante Ottilie!“ ſagte das Kind, indem es an ihrem Kleide zupfte, „der Carlo. Er hat eine lettera; einen Brief.“

Carlo, der Sohn des Hausknechts, ſtand mit einem Billet in der Hand hinter Judica. „Gib her,“ ſagte Ottilie haſtig und nahm es ihm aus der Hand. Es war an ſie. Von wem? — Sie ſchickte den Jungen fort und öffnete. „Leopold Rheinau“ war die Unterſchrift. Die Buchſtaben erſchienen ihr ungeheuer groß, übermenſchlich groß, — vielleicht weil ſie eine ungewöhnlich k l e i n e Handſchrift zu ſehen erwartet hatte. Sie lächelte über ihre Aufregung und las:

„Verehrtes Fräulein! Warum ſchreibe ich Ihnen? Ich weiß es nicht. Es wäre vielleicht würdevoller, wenn ich ſchwiege. Ich weiß es nicht. Es zieht mich auf eine wirklich unwiderſtehliche Weiſe, Ihnen zu ſagen, daß ich nun alles weiß, und alles begreife.

„Vielleicht hat die Natur, die ſo gern ihre kleinen Geheimniſſe vor uns hat, Ihnen vorbehalten, einen Menſchen, der unheiratbar ſchien (Gott im Himmel, was für ein Wort; verzeihen Sie), zu einer richtigen ganzen ‚Hälfte' zu machen. Glauben Sie mir, ich bin kein beſonders guter Menſch; und mir iſt ſchlecht zu Mut; aber ich wünſche Ihnen alles Glück, alles Gute. Alles. Ich ſehe jetzt, ich bin nicht ganz ſo ſchlecht, wie ich als Skeptiker, als Phyſiolog von mir dachte. Alles Glück, alles Gute! Und verzeihen Sie mir, daß ich zu denken wagte, es könnte ſein, — was nicht iſt.

„Ich bin ſchon fort, wenn Sie dieſes leſen; mit dem Dampfſchiff, nach Peschiera, und dann ſo weiter. Grüßen Sie die andern; ſagen Sie ihnen, — was? — Plötzliche Notwendigkeit, abzureiſen; bitte, ſagen Sie das. Ich werde Sie ewig verehren. Solange ich lebe, mein' ich; ſolange ich atme. Solange ich Ich bin. Ich werde verzweifelt gelehrte Bücher ſchreiben und — — — Und leben Sie wohl!"

Was für ein ſonderbarer Brief das iſt, dachte Ottilie. Wie er mich rührt.

„Kind, was zupfſt du ſchon wieder?" fragte ſie Judica, die ſich mit dem ganzen Gewicht ihrer kleinen Perſon an Ottiliens Kleid hängte.

„Paolo!“ antwortete das Kind. „Er hat eine lettera; einen Brief.“

Paolo, der Kellner, trat in der doppelten Würde ſeiner Stellung und ſeiner Nation vor das Fräulein hin. „Hier iſt die Rechnung,“ ſagte er in ſeinem ziſchenden Mailänder Italieniſch; „der Schignor Filippo hatte ſie verlangt. Die Wochenrechnung. Und hier iſt ein Brief.“

„Geben Sie, geben Sie!“ ſagte Ottilie. — Paolo ging.

Sie öffnete das Billet; ihr erſter Blick flog wieder zur Unterſchrift. Sie las:

„Hochachtungsvoll

ergebenſt

der durch Sie glückliche Vater Judicas.“

Der Vater Judicas ſchreibt mir? — Warum? — Sie wendete das Blatt und las den Anfang: „Mein verehrtes Fräulein! Ein plötzlicher, an ſich unbedeutender Anlaß zwingt mich, mit dem nächſten Omnibus —“

Abzureiſen? Der auch?

„Der nach Mori an die Eiſenbahn geht —“

Iſt der nicht ſchon ſeit einer Stunde fort? dachte ſie. Ja; ſeit einer Stunde! — Sie las weiter; ſie las bis zum „hochachtungsvoll ergebenen“ Schluß. Das Blut trat ihr in die Wangen, mehr als einmal. Endlich lachte ſie, legte Paſtor Philipps Brief in dieſelbe unnatürliche Form wieder zuſammen, in der ſie ihn empfangen hatte, und nahm die Rechnung zur Hand.

Sie las sie Wort für Wort, Ziffer für Ziffer, von oben bis unten; dann bemerkte sie, daß sie nicht ein Wort, nicht eine Ziffer wirklich verstanden hatte. „Wir haben keine Andacht dafür!“ sagte sie vor sich hin. „Mein Gott, was für ein Tag!“ — — Plötzlich fuhr sie zusammen. Warum? Weil sie Schritte hörte; weiter nichts. Wessen Schritte? — Sie sah nicht zurück; sie blieb gegen die Glasthür gewendet stehn. Gleich darauf fühlte sie wieder an ihrem Kleid — als arbeite jedesmal ein elektrischer Apparat — Judicas Zupfen.

„Was gibt's?“ fragte sie.

„Du, Tante Ottilie!“ sagte das Kind. „Der Herr von diesem Hause. Der Herbergo.“

„Hat er auch eine lettera?“ fragte Ottilie und drehte sich herum. Auf einmal wurde sie blaß. Der kleine Wirt, der mit sehr ernstem Gesicht, ungefähr mit dem Ausdruck eines die Anklage begründenden Staatsanwalts, vor ihr stand, hielt wirklich auch einen Brief zwischen seinen gelblichen Fingern.

„Wegen der Rechnung, Signora; ich komme wegen der Rechnung,“ sagte er (auf italienisch) fast etwas unverschämt.

„Eilt es Ihnen so sehr?“ fragte sie erstaunt. „Wollen Sie sich gefälligst an den Herrn Professor wenden, sobald er kommt.“

„Sie sind sehr gütig,“ erwiderte der Wirt mit beleidigendem Lächeln. „Der Signor Filippo weist mich an, die Rechnung Ihnen zu überreichen; Sie weisen mich an den Signor Professore; der Signor

Professore weist mich an den Signor Filippo. Aus diesem Kreislauf komm' ich nicht heraus, — und ebensowenig mein Geld."

„Mein Herr!" sagte Ottilie, die über und über erglühte; „ich verstehe Sie nicht. Wie kann es Ihnen einfallen, in diesem Ton — — Ich werde den Herrn Professor ersuchen, augenblicklich zu kommen!"

„Werden Sie ihn wirklich ersuchen? — Ich führe dieses Hotel seit zehn Jahren, meine Dame, ich kenne diese kleinen Kunstgriffe alle. Alle. Bemühen Sie sich nicht. Ich weiß schon, woran ich bin; Dio mio! wie hatt' ich mich in diesen Herren getäuscht! — Sie sind noch da. Ich halte mich an Sie. Ich ersuche Sie um mein Geld."

„Mein Herr, Sie sind verrückt!" fuhr es aus Ottilien heraus. „Sowie der Herr Professor kommt —"

„Glauben Sie, daß er kommt?" fiel ihr der Wirt ins Wort. „Ich glaube es nicht. Er hat sich schon empfohlen, Madame. Ich Ahnungsloser! Ich wußte noch nichts vom Verschwinden des Signor Filippo; darum ließ ich ihn fort! In diesem Billet wird das Geld für die Rechnung wohl nicht stecken, Madame; ich fürchte, nein."

„Was für ein Billet? Geben Sie her!" — Sie nahm es ihm aus der Hand und riß es auf, ohne nach der Aufschrift zu sehn. Kleine, sehr kleine Buchstaben hüpften ihr entgegen; hüpften wie Flöhe, da ihr alles vor den Augen auf und nieder flog. Endlich, nachdem sie die Lider mehrmals mit Gewalt geschlossen, las sie und erriet sie, was da geschrieben stand:

„Mein lieber Philipp!“

Alſo nicht an mich, dachte ſie; doch in der Not des Augenblicks, in der Angſt ihres Herzens las ſie weiter:

„In dieſer unglückſeligen Stunde, wo ich Dir ſo unbrüderlich den Krieg erklärt, meiner ſelbſtſüchtigen Leidenſchaft das erſte und letzte Wort gelaſſen habe, ſprach nicht Ich aus mir, ſondern Es; dieſes ſchreckliche Es, das nicht ‚Wir‘ iſt, aber ſich oft mit ſo verhängnisvoller Macht bemüht, es zu ſein. Nenne es, wie Du willſt; ich nenne es Es. Jetzt komme ich wieder zu mir. Ich werde wieder der Mann, der ſein Schickſal begreift; der ihm ſtille hält; der ſeine im Leid geübten Schultern hinhält, das auf ihn gelegte Verhängnis zu tragen. Ich weiß, ich weiß, ich ſoll keiner von den ‚Glücklichen‘ ſein. Ich weiß, daß ich für Dein Glück zu ſorgen habe; dies iſt meine Pflicht; andres zu wollen, habe ich kein Recht. Ich weiß es. Ich verzichte. Ich ward zum Verzichten geboren. Was iſt einfach zu thun? Daß wir Dich glücklich machen. Gut, wir wollen es thun. Unſerer ſterbenden Mutter hab' ich es gelobt. Wir wollen es thun. Kümmere Dich nicht um das, was mir dabei geſchieht. Ich drücke mein Herz zuſammen, daß es nicht verblutet, und bleibe mit mir allein; in meiner heimlichen Ehe.

„Vergeſſen! Ottilie vergeſſen! — — Ich werde verſuchen, es zu machen, wie ich's damals machte, als der Arzt mir ſagte: Geben Sie die Zigarren auf; rauchen Sie nicht mehr. Damals ergriff ich die einzig richtige Maßregel gegen mich. Ich ſagte mir: mein

Lieber, es ist ein Ding der Unmöglichkeit, morgens und abends zu rauchen. Ich gab mir diese Unmöglichkeit zu, und rauchte nur noch ‚nach Tische'. Anfänglich noch meine vier Zigarren hintereinander; allerdings. Ich ließ mich einige Tage gewähren; dann sagte ich mir: Drei Zigarren sind schicklich und deiner würdig; mehr nicht. Ich gab es mir zu. Dann: zwei. Dann: eine. Dann ging ich zum Arzt und sagte: ‚Soll ich Ihnen auch diese eine noch opfern? Verlangt es die Wissenschaft? Gut! So soll es geschehn!' — Nein. Er ließ mir die eine. Ich rauche sie noch.

„So will ich's auch hier versuchen! — — Vielleicht laßt ihr mir dann wenigstens einen Seufzer, einen Gedanken ... Werde glücklich, Philipp! Ich eile, euch zu verlassen. Ein Einspänner führt mich nach Arco, und von da nach Trient. Wohin weiter? Laß mich daran nicht denken ... Lege meinen Anteil an der Rechnung aus. Kein falsches Mitleid mit mir! Ich kann nicht mehr schreiben, nicht mehr denken. Sag Ottilien — das heißt, sag ihr nicht — daß ich fliehe, weil ich verzichte; daß ich verzichte, weil ich bin

Dein unglücklicher
Fridolin."

— — „Nun? und meine Rechnung?" fragte der Wirt, als sie schon lange ausgelesen hatte und noch immer nichts vernehmen ließ. „Werden Sie mich gefälligst zahlen, Madame?"

Auf diese Frage starrte Ottilie ihm wie erwachend ins Gesicht. Es stand ihr mit erstaunlicher Klarheit

alles auf einmal vor Augen: daß ſie kein Geld hatte, daß Fridolin auf ſie verzichtete, und daß ſie mit Judica und der unbezahlten Rechnung in der Fremde allein war.

Von dieſer Tragikomödie überwältigt ſank ſie auf einen Stuhl. Sie hatte noch Beſinnung genug, ihre Lage grauſam komiſch zu finden; und indem ſie das dachte, fing ſie an zu weinen.

Drittes Buch.

I.

Der beste aller Leser folgt mir abermals in das Haus in Berlin, in der Königgrätzer Straße; über den Hof, in den dritten Stock. Er folgt mir in das kunstgeweihte Arbeitszimmer, in dem er sich — da er nicht allzu wohlbeleibt ist — noch eben umdrehen kann; lehnt sich gegen den großen Bücherschrank und stellt sich dem Apollo von Belvedere gegenüber; und da er dem Apollo von Belvedere gegenüber steht, sieht er auch zu dessen Füßen, in der „zierlichen Bettstatt", „mit feiner Wolle bedecket", den schlafenden Fridolin. Es ist früher Morgen. Er schläft. Er scheint kummervoll zu träumen; denn sonst wäre die Falte zwischen seinen Brauen — diese Falte, der er ein wehmütiges Gedicht gewidmet hat — nicht so tief. Er seufzt. Ueber diesem Seufzer wird er vermutlich erwachen. Ganz? Noch nicht. Er öffnet die Augen, sie sehen aber noch nicht. Erst sein Geruchssinn, der stärkste, feinste seiner Sinne, erwacht; die schöne Nase, die „Lerche" unter seinen Organen, wie er sie nennt, die jeden Morgen das Leben zuerst begrüßt. Sie schwellt ein wenig die Flügel. Sie erinnert sich

der Veilchen, die zwei Schritte entfernt auf einem der „Stockwerkel" ſtehn (Sprachverderber nennen es Etagere). Ueber dieſem Genuß erwachen auch die Augen, gehen der Naſe nach und erblicken das tiefe Blau, das aus den kleinen duftenden Blumen herüberſchwimmt. Sie ſaugen es ein. Ihr eigenes blaſſeres Blau ſcheint ſich an dieſem tieferen zu wärmen. Die Falte zwiſchen ihnen wird weicher; es regt ſich etwas wie Heiterkeit um den ſchönbärtigen Mund. Aber wie lange? Nur einen Augenblick. Der Profeſſor richtet ſich auf; er ſchlägt die türkiſche Decke zurück, die ihn verhüllt, läßt die Augen in dieſer gefüllten Oede, dieſer kunſtvollen Einſamkeit umhergehn, und eine traurige Schwermut ſchleiert ſich über ſein Geſicht ... Wieder regt ſich die „Lerche", die ſchöne Naſe. Sie zieht ſich hinauf. Will ſie den Morgen anſingen? — Nein. Aber ſie nieſt.

Der Profeſſor wirft ſich auf ſein Lager zurück, zieht wieder die Decke über ſeine Schultern, und blickt mißmutig, beinahe kläglich aus ihr hervor. „Warum hab' ich genieſt?" ſagt er. „Weil ich mich erkälte. Warum erkält' ich mich? Weil man mich nicht mehr abreibt; weil man mich nicht mehr mit kaltem Waſſer behandelt. Warum reibt man mich nicht mehr ab?" — Er zieht an der Klingelſchnur, die rechts neben ihm hängt. Wird man nun gleich kommen oder nicht? Wird man ihn wieder vernachläſſigen oder nicht? — Nein; man kommt. Frau Thereſe Ritter — ebenſo reinlich, ebenſo angenehm, ebenſo phlegmatiſch wie vordem — tritt ein.

„Herr Profeſſor haben geklingelt," ſagt ſie, unter der ſchneeweißen Haube hervor, und blickt ſanft und ſtill zu ihm hinüber.

„Ja, ich erlaubte mir, zu klingeln," antwortet er. „Wollen Sie zunächſt die Gnade haben, mir zu ſagen, was Onkel Reaumur heute meldet?"

„Draußen zwölf plus; drinnen" (ſie blickte auf ein Thermometer neben der Thür) „vierzehn Grad, Herr Profeſſor."

„Dieſer nordiſche April fängt an, Mai zu werden! — Wie kann ich bei vierzehn Grad im Zimmer nieſen? Das iſt unnatürlich. Das iſt ein Aufſchrei der verweichlichenden Kultur. Seit zwei Tagen erſt aus dem Land, wo die wirkliche Sonne ſcheint, zurück, und ſchon morgens um ſechs genieſt! — Ich wünſche Doktor Strehlau zu ſehn. Meine Beſte, warum ſtellen Sie Doktor Strehlau in der Küche bei Ihren Waſſereimern an, ſtatt ihn hereinzuſchicken? Warum laſſen Sie mich auf ihn warten?"

„Ich laſſe Ihnen nicht warten, Herr Profeſſor; aber er war noch nicht da."

„Noch nicht da! — Alle Welt verläßt mich! — Alſo wenn dieſes Ungeheuer kommt, ſo ſchicken Sie es herein."

„Er ſoll Ihnen wohl abreiben, Herr Profeſſor."

„Das kann er nicht; denn die Natur hat das Abreiben nur in Verbindung mit dem Accuſativ geſtattet, meine Liebe. Wen ſoll er abreiben? Mich. Tante Ritter, haben Sie die Güte, ſagen Sie: mich."

„Mich," ſagte ſie mit dem angenehmſten Lächeln.

„Aber es geht ja nicht. Sehn Sie Ihnen doch um, Herr Professor; wo soll er“ (sie verschluckte den Dativ, da Fridolin sie erwartungsvoll ansah) — „wo soll er Sie hier abreiben; es ist ja kein Platz nicht.“

„Wenn kein Platz nicht ist, so werde ich in des Herrn Pastors Schlafzimmer gehn; da finden wir Platz.“

„Und der Herr Pastor“ — fragte Tante Ritter scheinbar ganz unschuldig, und ohne sich zu rühren — „kommt er denn noch nicht wieder, Herr Professor?“

„Tante Ritter,“ erwiderte Fridolin, „die Neugier sieht Ihnen schon aus hundert grauen Augen heraus; wie wenn Sie mich durch ein Prisma anguckten mit — mit fünfzig Ecken. Ich kann Ihnen auch heute nicht sagen, wann der Herr Pastor wiederkommt, weil ich es auch heute nicht weiß.“

„Und meine Nichte —“

„Und ebenso steht es mit der Nichte,“ setzte er, einen Seufzer unterdrückend, mit leidlicher Fassung hinzu.

„Das geht mir dann ja auch weiter nichts nicht an,“ erwiderte sie resigniert. „Wenn ich man bloß wüßte, Herr Professor — aber ich frage Ihnen“ (ein vorwurfsvoller Blick; sie verbesserte sich) „ich frage Sie nicht mehr danach — warum Sie denn eigentlich so plötzlich wiedergekommen sind; Sie ganz allein.“

„Wollen Sie mir gütigst gestatten, Tante Ritter, Ihnen über diesen Gegenstand unserer Unterhaltung eine letzte Bemerkung zu machen?“

„Bitte!“ sagte sie.

„So versichere ich Ihnen hiermit, daß Sie eine ausgezeichnete Frau, aber eine neugierige alte Gans sind; und daß ich mich augenblicklich von Ihnen scheiden lasse, wenn Sie noch ein einzig Mal — ein einzig Mal! — auf diesen Gegenstand der Unterhaltung zurückkommen. Und jetzt erlauben Sie, daß ich mich mit meinen Strümpfen bekleide."

Diesem Wink, sich zu entfernen, folgte Frau Ritter ohne Widerstreben, und in Betracht der Mitteilung, die ihr geworden war, mit untadelhafter Fassung. Sie ging auf ihren weichen Schuhen stumm und geräuschlos hinaus. Erst in der Thür fiel ihr ein, daß sie es diesmal wohl ihrer Würde schuldig sei, das letzte Wort zu behalten. „Na ja, ich gehe ja schon," sagte sie zurück.

„Doktor Strehlau ist da!" rief sie dann aus dem andern Zimmer, nachdem sie verschwunden war. Die Thür öffnete sich wieder, und der Mann, den Fridolin „Doktor Strehlau" benannt hatte, trat mit schwerem Schritt in seinen mächtigen rindsledernen Soldatenstiefeln herein. Ein breitschulteriger Pommer, der Offiziersbursche des Majors, der im Vorderhaus wohnte; das jüngste Exemplar einer niederen Gattung von „Leibschwaben": „Leibschwaben aus dem Volke", wie Leopold sie getauft hatte. In seinen frühesten Morgenstunden, ehe der Dienst bei seinem Major begann, bediente er den Professor, wie alle seine Vorgänger im Majorsdienst denselben Professor in denselben Stunden bedient hatten. Er hatte das alleinige und ausschließliche Recht, Fridolins Stiefel zu wichsen; er genoß

den Vorzug, ſämtliche Röcke und Hoſen des Profeſſors ausklopfen zu dürfen; er ward unter Umſtänden „zur Dispoſition geſtellt“, nämlich zur Dispoſition der Frau Ritter; endlich avancierte er zum „Doktor der Waſſerkunſt“, und ſeine roten Hände lernten ein naſſes Laken um Fridolins Glieder ſchlagen und ſie ſo lange auf und nieder kneten und reiben, bis der Profeſſor ſchrie, er halte es nicht mehr aus. Dieſes Amt hatte ihm den Ehrennamen „Doktor Strehlau“ verſchafft. Er war ein gewiſſenhafter Mann in allem, was er betrieb. Er kam mit großer Regelmäßigkeit auch nach Tiſche und trank die Bierreſte aus; er machte es durch ſein aufmerkſames Weſen unmöglich, daß in Fridolins Haushaltung etwas „umkam“; auch verließ er nach der Abreibung nicht gerne das Zimmer, eh ihm die gewohnte Morgenzigarre von Fridolins milder Hand überreicht worden war.

„Guten Morgen, Herr Profeſſor!“ ſagte er eintretend, mit einem wohlwollenden Lächeln über ſein breites, rotbackiges Geſicht.

„Sehn Sie her, mein Sohn!“ antwortete Fridolin. „Sehn Sie dieſen Strumpf, an meinem rechten Bein. Nennen Sie das Pünktlichkeit? Dieſer Strumpf an meinem rechten Bein ſagt Ihnen, mein Sohn, daß Sie heut zu ſpät kommen.“

„Je, das iſt wol leider nicht anders,“ erwiderte Musketier Strehlau in aller Treuherzigkeit. „Ich hab' wol geſtern abend etwas lange gekneipt, Herr Profeſſor.“

„Etwas lange gekneipt! Wer ſagt mir das? Ein

Greis im Feldmarschallsalter oder ein zweiundzwanzigjähriger Kriegsknecht? Als ich Ihre paar Jahre auf dem Buckel hatte, Doktor Strehlau, kneipte ich, wenn es sein mußte, bis vier, und stand um fünf wieder da. Wollen Sie mich gefälligst heut abreiben oder nicht?"

„Fangen wir wieder an?"

„Ich hab' heut morgen völlig unmotiviert geniest; darum fangen wir wieder an. Im braunen Zimmer. Erwarten Sie mich mit Ihrem niederträchtigen nassen Laken, und mit meinen Kleidern, im braunen Zimmer. Gehn Sie in Ihrem Kriegerrock voran, ich in meinem Zivilhemd folge Ihnen nach."

„Je, das m u ß dann wol," sagte Doktor Strehlau und ging.

Fridolin sah sich allein. „Großer Gott!" seufzte er auf, indem er sich den Strumpf wieder herunterstreifte; „Ottilie! — Ottilie! — — Aber morgens und abends an sie zu denken, ist mir ja verboten. Warum verboten? Weil mein höheres Ich es nicht will. Weil der kategorische Imperativ in mir sagt: es soll nicht sein. Also darf es nicht sein! — Ne unquam immemor sis te philosophum esse. Sie wird dich vergessen, wie dich schon manche vergaß; sie wird mit einem andern glücklich werden; — mein Lieber, vergiß du sie auch; versuch, was du kannst! — Zur Abreibung!" — Er stand ohne Hemde da, fühlte, daß er sogleich wieder niesen werde, hüllte sich in seine türkische Decke und eilte hinaus.

„Beachten Sie, Doktor Strehlau," sagte er, als

das naſſe Laken ihn umſchlungen hielt und die beiden roten Fäuſte des Musketiers an ſeinem Rücken auf und nieder fuhren, „beachten Sie, daß ich keinen Laut von mir gegeben habe, als dieſes infam eiſige naſſe Tuch über mich her fiel.“

„Je, das iſt auch keine Kleinigkeit, Herr Profeſſor,“ erwiderte Strehlau.

„Reiben Sie ſtärker; — ich ſage mir einfach, daß ich es nicht fühle, dann fühle ich's nicht. Reiben Sie auch weiter unten; kein Teil des menſchlichen Körpers ſoll verachtet werden; jeder thut ſeine Pflicht und verdient ſein Recht. Haben auch Sie Ihre Pflicht gethan, mein Sohn, und Ihre Lektion in dem kleinen Geographiebuch gelernt? — Warum ſchweigen Sie, Doktor Strehlau?“

„Na, einiges hab' ich wol gelernt; wenn Sie mir's gütigſt überhören wollen —“

„Sagen Sie mir die großen franzöſiſchen — (Au! — Der Kerl reibt wie ein Wahnſinniger — Aber laß ihn; nur zu) die großen franzöſiſchen Feſtungen her, wie ich's Ihnen aufgegeben habe.“

„Alſo erſtens Paris.“ (Pauſe.)

„Verweilen Sie nicht zu lange bei Paris; gehn Sie weiter.“

„Lilie.“

„Nicht Lilie! ſondern Lille. (Lilie!! Ach Lilie — Ottilie — — Bruch des Verbots. — O Philipp! O Leopold!) Reiben Sie nicht zu ſtark.“

„Je, alſo Lille.“

„Weiter, weiter, mein Sohn!“

„Lyon.“

„Lyon ist gut. — Aber Sie verschnaufen jedesmal so lange, wie wenn Sie die Festung eben erobert hätten. Doktor, fahren Sie fort.“

„Je — —“

„Es gibt keine französische Festung Namens ‚Je‘. Rücken Sie vor! Rücken Sie vor!“

„Bordeaux — ist das auch 'ne Festung?“

„Mein lieber Sohn — — Nur drauf auf die Schulterblätter — — Sie bestehen ja schlecht. Ich hab' es übernommen, Ihre Bildung zu erweitern; ein deutscher Soldat muß ein gebildeter Mann sein; er muß gebildeter sein als alle Soldaten der Welt. Hören Sie, was ich sage, aber hören Sie darum nicht auf, zu reiben, Doktor Strehlau. Ihre Vorgänger waren fleißiger als Sie! Selbst meine kleine faule Nichte ist jetzt fleißiger als Sie — (O Judica! — O Ottilie!) Trinken Sie weniger Bier, mein Sohn, und essen Sie mehr Nahrung des Geistes.“

„O, ich will ja auch, Herr Professor. Sagen Sie mir's man tüchtig. Je, die kleine Judica —! Die hat's in sich. Die gefällt mir besser als ihr Vater, Herr Professor, — wenn ich auch meine Meinung sagen soll.“

„Es ist aber nicht gewünscht worden, daß Sie Ihre Meinung sagen sollen; niemand hat es gewünscht. Bleiben Sie bei Ihren Festungen, mein Sohn; und erobern Sie sie bis morgen alle! Haben Sie gehört? (Jetzt reibt er mir die Haut vom Leibe herunter. Ich halt's nicht mehr aus! — Doch; ich halt's noch aus.)“

„Bis morgen alle; da geb' ich Ihnen mein Wort."

„Beachten Sie, Doktor Strehlau, daß wir so, während wir der Pflege und Mißhandlung des Leibes obliegen, zugleich den Geist beschäftigen, als ging' ihn diese Mißhandlung nichts an; als existierte sie nicht. Beachten Sie, daß das die Art gebildeter Männer ist; daß der Geist, mein Sohn — weil er das Höhere ist — — Halt! Hören Sie auf! Sind Sie toll? Hören Sie auf!"

„Je, 's thut wol weh, Herr Professor —"

„Abtrocknen! Sanft! — — Mein Hemd! — Für was für einen Heiligen halten Sie mich, daß Sie mir die ganze Haut herunterschinden? — Meine Hose! — Ich hasse Sie. Sie sind mir ein Gegenstand des — —"

Doch er brach ab; er murmelte vor sich hin: „Te philosophum esse. Te philosophum esse! — — Meine Strümpfe. Die reinen. Nummer elf. Jetzt verlassen Sie mich. Doktor Strehlau, Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan; hier ist Ihre Zigarre. Mein Sohn, rauche sie mit Verstand! — — Und die französischen Festungen!" rief er ihm nach.

„O, ich werde ja wol," sagte Doktor Strehlau mit seinem vertrauensvollsten Lächeln und ging aus der Thür.

II.

Fridolin kleidete sich an. Er seufzte. Er kämmte sein schönes Gelock; aber er salbte es heute nicht; er salbte es nie, wenn sein Herz Kummer hatte; er vernachläſſigte sich. Als er den Kamm wieder reinigte, legte er die Haare, die zwischen dessen Zähnen hängen geblieben, einzeln, eines nach dem andern, auf ein Blatt Papier; er zählte sie. Schwermütig sah er sie an und schüttelte den Kopf. Dreiundvierzig! — Drei und vierzig! — Ich werde ein Kahlkopf. Ich *bin* bereits ein Kahlkopf *in der Idee*. Die Natur führt diese Idee in mir aus; langsam, doch unfehlbar. Heute, an meinem Geburtstag, muß ich entdecken, daß ich an *einem* Morgen dreiundvierzig meiner Haupthaare verliere! — Mein Geburtstag. Wer denkt an ihn? Niemand. Kaum ich selbst. Hat Tante Ritter mir gratuliert? Nein. Warum soll sie mir auch noch gratulieren — sie oder irgend jemand? Zu was? Wer bin ich? Ein Nichts. Ein Wesen ohne Glück, ohne Stern. Diese Falte zwischen meinen Augenbrauen (er stand vor dem Spiegel) wird tiefer und tiefer;

mein Leben flacher und flacher. Ich war ein sonderbares, bemerkenswertes Etwas; jetzt bin ich ein nicht mehr zu bemerkendes Nichts!

„O, die Natur in mir ist schlau!“ sagte er plötzlich vor sich hin. „Sie sieht, wie ein kluger Hund, daß sie dem kategorischen Imperativ in mir gehorchen muß; sie soll an Ottilie nicht denken; was thut sie? Sie beschäftigt sich mit allem sonstigen Kummer, den ich habe, seufzt darüber, und kommt so zu ihrem Recht. O wie schlau die Natur ist! Vielleicht — wie weise! — — Gehen wir zum Frühstück. Drei Viertel auf Sieben. Kaffee; warmer Kaffee, frisches, weißes Gebäck; was für ein lieblicher Gedanke. Versuchen wir, an diesem einsamen Geburtstag, trotz der einundvierzig Jahre und der dreiundvierzig Haare, doch nicht unglücklich zu sein!“

Mit diesem philosophischen Gedanken trat er über die Schwelle und ging dem Papageienzimmer zu, in dem er zu frühstücken und zu tafeln pflegte. Als er hineintrat, mußte er wohl erstaunen. Auf dem gedeckten Tisch stand ein riesiger Topfkuchen (seine Jugendliebe), von Frühlingsblumen bekränzt; zierliche und majestätische Blumensträuße umgaben ihn; ein hoher silberner Becher, dessen Deckel eine weibliche Figur krönte (durch ihre Embleme suchte sie zu beweisen, daß sie die Kunst sei), stand hinter dem Topfkuchen, ihn edel überragend. Ihn überragten wieder drei lebendige Leibschwaben, Rudolf der Ingenieur, Franz und der andre junge Architekt; alle in Schwarz gekleidet und in den feierlichen Ernst des Augenblicks gehüllt.

Dies Ganze aber überragte Risotto, der zu hinterst stand, wie ein Glockenturm; aus dessen obersten Geschoß denn auch zuerst, wie der festliche Gruß der Morgenglocke, ertönte: „Guten Morgen, Professor Fridolin!“

„Guten Morgen, Professor Fridolin!“ sprachen die andern ihm nach.

„Da sind wir,“ setzte der dicke Rudolf hinzu.

Fridolin sah sie alle an und schwieg. Die Ueberraschung, die plötzliche Rührung machte ihn stumm.

„Rudolf, du hast das Wort,“ murmelte Risotto.

Rudolf trat vor. Er hustete; dann fiel ihm offenbar ein, daß der Meister, der vor ihm stand, ihn und sie alle gelehrt hatte, ihre Rede ohne Räuspern und Husten, edel und frei zu beginnen, und er begann: „Du hast uns verschwiegen, Fridolin, daß heut dein Geburtstag ist; aber wir wußten es. Wir haben gehört, daß du wieder da bist; also sind wir gekommen,“ (er lächelte) „dir durch die Blume“ (er deutete auf die Sträuße) „zu sagen, wie wir dich verehren — dich verehren —“

„Und lieben,“ setzte Franz mit seiner treuherzigen Stimme hinzu.

„Und lieben,“ wiederholte Rudolf. „Und dir diesen Becher zu bringen; als ein kleines Andenken an deine treuen Schüler —“

„Unsere Namen stehen alle darauf,“ schob Risotto ein.

„Und als ein Zeichen unsrer Dankbarkeit, Anhänglichkeit —“

„Und Bewunderung," sagte der jüngere Architekt.

Rudolf blickte etwas unwillig nach den ihn unterbrechenden Hintermännern zurück; dann fuhr er fort: „Wir wollten auch den kleinen Frivolin auffordern, mitzukommen; aber wo steckt er? Unbekannt. Wir wissen nicht mehr von ihm, als von der Kawisprache —"

„Es liegt auch nichts daran," warf Risotto ein.

„Wir hätten ihn auch als Dichter für diesen Festtag gebraucht," fing Rudolf wieder an; „denn er ist leider der einzige von uns, der im Versemachen so einen —" (er suchte das passende Wort) „so einen gewissen Wupptich hat; so den eigentlichen Pli."

„Pli ist ein Fremdwort," unterbrach ihn Fridolin, der bis dahin ohne körperliche Regung zugehört hatte. „Ich ziehe, wenn es sein muß, sogar Wupptich vor."

„Den wir also nicht haben," fuhr Rudolf fort; „und so haben wir in unsrer Not an Franz appellieren müssen, der, was das Dichten betrifft, eigentlich ein hilfloser Greis ist —"

Franz lächelte resigniert.

„Und an mich, der darin gleichfalls ein hilfloser Greis ist," setzte Rudolf gutmütig hinzu. „Wir haben uns gesagt: es muß nun daraus werden, was wird; etwas Dummes oder etwas Gescheites; lyrisch, tragisch, romantisch, equilibristisch, komisch, medizinisch — wenn's nur etwas wird."

„Und von alledem ist es etwas geworden," ergänzte Risotto von hinten.

„Jedenfalls ist es höherer Unsinn geworden," sagte

Franz — der nun gleichfalls vortrat — und lächelte treuherzig. „Und auch Risotto und der Waldknabe“ (er meinte den jüngeren Architekten) „haben mitgeholfen; und nun werden wir es dir, wenn du erlaubst, mit verteilten Chorstimmen recitieren, wie in der ‚Braut von Messina‘.“

Fridolin verneigte sich auffordernd. Hierauf traten die vier Jünglinge in eine Reihe. „Hannemann, geh du voran!“ murmelte Risotto, indem er Franz mit seinem mammuthaften Ellbogen anstieß.

Franz lächelte still in sich hinein, wie über den Unsinn, der sich nun ereignen werde; dann fing er an:

„Und einundvierzig Jahre sind nun voll!
So sprach der Klang, der mir zum Ohre goll —“

„Wir haben nämlich die unmöglichen Reime den möglichen vorgezogen,“ fiel ihm Rudolf ins Wort.

„Thut, was ihr könnt,“ entgegnete Fridolin;

„ich habe
In England mich an viel gewöhnen lernen — —

Mein teurer Franz, ich bitte, fang noch einmal an!“

Franz lächelte wieder, dann sprach er:

„Und einundvierzig Jahre sind nun voll!
So sprach der Klang, der mir zum Ohre goll;
So sprach die Glocke der Erinnerung,
Die mir im Herzen ihren Hammer schwung;
Und Andacht senkte sich in meinen Busen,
Noch ehe ich mein Morgenbrot gespusen.“

Rudolf trat vor und fuhr fort:

„Vielleicht — so dacht' ich — fühlt er jetzt den Gruß,
Den dieses Herz zu ihm hinüber blus;

Er freut ſich des, iſt heiter, pfeift und ſingt,
Vielleicht auch hat ein Ohr ihm jetzt geklingt;
Da fühlt er es: der Tag iſt angebrochen,
Den er ſo ſorglich aller Welt verſtochen."

Der Waldknabe (trat vor):

„Ernſt wird ſein Geiſt; ein Seufzer ſteigt empor;
Er denkt des Tags, der ihn der Welt gebor:
‚Wie ſind die Jahre doch ſo raſch zerronnen,
Und Kindheit, Jugend — wie dahingeſchwonnen!
Grau liegt der Tag und bleiern um mich her;
Was träumt' ich nicht, als ich ein Kind noch wär'!
Das Alter fühl' ich nahn, noch ſchleicht's auf Socken;
O Jugendblüte! wie biſt du geknocken!'"

Riſotto (gerührt, mit weicher Stimme):

„Nicht alſo, Meiſter! Nicht in Gram verſunken!
Dir winkt die Jugend, wie ſie ſonſt gewunken!
Was fehlt dir? Blieb dir nicht des Geiſtes Schwung,
Wenn auch des Leibes Knoſpenzeit vergung?
Und wir ſind da, die liebenden Getreu'n:
Leibſchwaben ſind wir, wollen's ewig ſeun!"

Franz:

„Und dieſes alſo dir gedichtet habend,
Wünſch' ich dir herzlich einen guten Morgen."

„‚Habend — Morgen' iſt gut!" ſagte Fridolin heiter; die Rührung verbergend, die ſein weiches Herz ergriffen hatte. „Was ſoll ich euch zum Dank für dieſen Morgengruß ſagen, meine Freunde? Dieſe Reime — ſo sans raison — und doch iſt Raiſon darin. Ihr habt recht. Ich glaube, ihr habt recht. Noch ſind wir jung!

Mut, Freunde, Mut! wir ſind noch nicht zu Boden;
Fünf Regimenter Terzky ſind noch unſer
Nebſt Buttler's wackren Scharen."

„Das iſt das Wort!“ ſagte Riſotto, ſich die Hände reibend. „Das iſt das rechte Wort!“

„Ich glaube wahrhaftig, infolge dieſes Unſinns ſteht mir jetzt eine Thräne im Auge; — mag ſie, ich wehre ihr nicht. — Wie ſoll ich euch danken? — Soll ich euch danken? Nein. Hier habt ihr meine Hand; meine Hände. Zwei — und zwei. Ihr habt mir mehr zuliebe gethan, als ihr wißt; als ihr denken könnt. Ihr ſeid — — Ich ſoll euch nicht danken? Doch. Ich werde verſuchen, euch zu danken. Auf meine Weiſe! Hier —!“

Er trat an einen Kaſten und öffnete deſſen unterſtes Fach. Hier lagen die Papiere, Scharteken und Weſten nebeneinander, die die Leibſchwaben an jenem Tage, als Ottilie einzog, hierher ausgeräumt hatten. Er deutete mit dem ausgeſtreckten Finger auf die Weſten hin. „Ihr habt da hinten eure Namen eingeſchrieben,“ ſagte er. „Dieſe benamſten Weſten ſollten euer ſein, ſobald ich ſie entließe. Ich entlaſſe ſie heute. Meine lieben Söhne, nehmt, was euch gehört! Ich bin ein armer deutſcher Kunſtprofeſſor; alles, was ich für euch habe, ſind Weſten, — und das Herz, das darunter ſchlug!“

„Bei Gott, Fridolin, wir danken dir von ganzem Herzen,“ ſagte Rudolf gerührt.

„M i r hatteſt du noch keine vermacht,“ ſeufzte Franz beſcheiden. „Du gabſt mir freilich ſtatt deſſen das Allerbeſte, was ich mir wünſchen konnte: das brüderliche Du —“

„Sollteſt du darum zu kurz kommen?“ ſagte

Fridolin. „Wähle dir eine unter ihnen, die noch keinen Namen trägt, und sie ist dein.“

„Was wünschen Sie, Tante Ritter?“ fragte er, da plötzlich ihre Erscheinung und ein unverständliches Gemurmel ihrer Lippen ihn unterbrach.

„Daß ich Ihnen doch auch beglückwünschen will!“ sagte sie lauter. „Ich halt's nun nicht länger mehr aus. Hab' vorhin nichts sagen dürfen, Herr Professor; hatt' den jungen Herrn versprechen müssen, mir gar nichts merken zu lassen, daß ich's wüßte, was für ein Tag heute ist. Und daß Sie immer gesund und glücklich sind, Herr Professor!“ (Sie drückte ihm die dargebotene Hand.) „Und daß Sie gar nie mehr brummig sind;“ — sie lächelte mütterlich. „Na, und daß wir immer beisammen bleiben, der Herr Professor und ich.“

„Tante Ritter,“ erwiderte Fridolin, „sehn Sie diese Jünglinge an: sie beerben mich, jeder nimmt sich die Weste, die ich ihm vermache. Kann ich auch Ihnen eine Weste schenken? Nein. Aber es geht mir heut umgekehrt wie jenem Richard dem Dritten, vor dem Sie in Ihrer holden Jugend gezittert haben, als der große Ludwig Devrient ihn spielte: ‚ich bin in der Gebelaune heut‘. Sie haben sich in Ihr goldenes Medaillon eine Locke von mir gewünscht. Im braunen Zimmer finden Sie, auf einem Blatt der ‚Dioskuren‘, dreiundvierzig Haare von mir. Nehmen Sie sie hin! Und in die Rückseite des Medaillons — o Großmut! — stift' ich Ihnen meine Photographie; die, welche Sie schmeichelnderweise so ähnlich finden, weil ich darauf

lächle. Ich verſpreche Ihnen, auch im Leben zu lächeln, ſo oft ich kann. Sollt' ich wieder einmal brummen, Tante Ritter, ſo öffnen Sie dieſes Medaillon, halten Sie mir dieſe lächelnde Photographie vor Augen, und ich werde lächeln. Und nun gehn Sie und ſchicken Sie das taube Küchenmädchen an die Thür: man hat ſchon zweimal geklingelt. Und gehn Sie zur Küche und richten Sie ein kaltes Frühſtück mit edlem Rheinwein für dieſe Jünglinge her; denn es iſt unſre wohlerkannte Pflicht, aus jenem Becher zu trinken!"

III.

„Es klingelt zum drittenmal," bemerkte Risotto.

„Jetzt wird geöffnet," antwortete Rudolf.

Die Thür ging auf, und ein unbekannter junger Mann, mit noch zartem, dunkelbraunem Flaum auf der Oberlippe, trat ein. Er sah aus wie ein Mann, der geradeswegs vom Bahnhof kommt, nach einer durchfahrenen Nacht: etwas verwildertes Haar, interessante Bläſſe, überwachte Augen, bestaubter Reiseanzug. Indessen erglühte sein blasses Gesicht, als er, noch immer schweigend, näher trat, offenbar den Hausherrn mit den Augen suchend. Fridolin schwieg gleichfalls und betrachtete ihn.

„Nicht wahr, ich irre nicht — Sie sind es," sagte endlich der junge Mann, mit sehr erregter Stimme.

„Ich glaube, daß ich es bin," erwiderte Fridolin. „Wenn Sie mir gefälligst sagen wollen —"

„Ich muß mich entschuldigen," fiel ihm der Fremde ins Wort, „daß ich so sehr früh morgens, und so geradeswegs von der Reise — ohne Toilette zu machen

— Ich hatte nicht Zeit — nicht Ruhe. Ich mußte augenblicklich hierher — — Entschuldigen Sie. Ich komme wegen meiner Schwester, mein Herr."

Fridolin sah dem aufgeregten Jüngling, der mit einer sehr wohlklingenden, männlichen Stimme so verworren sprach, höchst aufmerksam ins Gesicht. „Ich will schwören," sagte er plötzlich, „das ist Fräulein Ottiliens Bruder!"

„Ja, der bin ich, mein Herr. Ich komme, Sie zu fragen" (sein feines, edles Gesicht nahm einen auffallenden, fast drohenden Ausdruck an), „was diese ganze Geschichte — dieses ganze Benehmen gegen meine Schwester bedeutet."

„Was für ein Benehmen? — Mein Bester, ich verstehe Sie nicht!"

„Ich bitte, mein Herr," sagte der junge Mensch, indem er heftig errötete: „keine Ausdrücke der Vertraulichkeit; — ich bitte sehr. Wenn ich je gedacht hätte, daß meine Schwester eine solche Behandlung — eine solche Behandlung!" wiederholte er — „von Ihnen erfahren würde, — ich hätte nie zugegeben, daß sie dieses Haus betreten hätte, mein Herr."

Fridolin starrte ihn an. Die Leibschwaben traten alle vier in jugendlicher Aufregung näher und blickten auf den Meister, was er sagen werde. „Wer versteht dies?" fragte Fridolin endlich. „Ich nicht. Wenn Sie wirklich dieser Bruder sind — aber Sie sind es — man sieht es — der Fräulein Ottilie am Gardasee besuchen wollte —"

„Ich habe sie auch besucht, mein Herr; oder

vielmehr, ich wollte sie besuchen — aber sie war fort. Nachdem Sie sie auf diese unverantwortliche, auf diese ganz unglaubliche Weise verlassen hatten!"

Jetzt errötete Fridolin; und es währte eine Weile, bis er Worte fand. „Sie haben Ausdrücke, mein junger Herr — — Verlassen? Ich bin abgereist. Ja. Ich hab' Fräulein Ottilie bei meinem Bruder zurückgelassen, dessen Tochter sie erzieht. Wenn das —"

„Sie hätten sie bei Ihrem Bruder zurückgelassen? Wie können Sie das sagen, mein Herr, da dieser Bruder schon fort war? — Sie sind abgereist, mein Herr, Sie haben meine Schwester mit dem Kind allein gelassen; im Hotel, ohne Geld — wie eine Betrügerin, die ihre Rechnung nicht bezahlen kann; — meine Schwester, mein Herr. Ich kenne Ihre Beweggründe nicht; aber ich bin so frei, Ihnen grade heraus zu sagen, daß ein Ehrenmann —"

„Ohó!" rief Risotto aus und drängte sich vor.

„Schweigen Sie, Risotto!" sagte Fridolin, der sich philosophische Ruhe zu erkämpfen suchte. „Wenn ich verteidigt werden muß, so verteidige ich mich selbst. Mein Herr!" sagte er, sich zu dem Jüngling wendend (Gott im Himmel, wie kann man mit einem Baß und einem Schnurrbart dieser Ottilie so ähnlich sehn!) „mein Herr, ich würde Ihnen ewig dankbar sein, wenn Sie einstweilen noch auf die moralische Beurteilung des Falls verzichten und mir mitteilen wollten, wie diese unbegreifliche Geschichte zusammenhängt! wie Sie dies alles erfahren haben, wo Fräulein Ottilie sich jetzt befindet — wo sie jetzt ist!"

„Wo sie jetzt ist? — Mein Herr, das wünschte ich von Ihnen zu erfahren; dazu reis' ich ja her; dazu reis' ich Tag und Nacht. Und um Ihnen ins Gesicht zu sagen —"

„Ich bitte, haben Sie noch ein wenig Fassung und Geduld, sagen Sie mir noch nichts — (die ganze Ottilie!) reißen Sie mich lieber aus meiner eigenen grenzenlosen Unruhe — gehn wir historisch zu Werke, wenn's Ihnen möglich ist. Die historische Entwickelung, mein Herr! Sie kamen nach Riva —"

„Ja, ich kam nach Riva! Ich hatte meiner Schwester geschrieben, daß ich auf der Durchreise nach Rom sie besuchen werde" (Fridolin nickte) — „auf einen Tag, oder zwei" (Fridolin nickte wieder) — „ich gehe also ins Hotel, ich suche sie auf. Sie ist fort! ‚Diese Dame ist fort!' sagt der Kellner und lacht mir unverschämt ins Gesicht. Ich wende mich an den Wirt. ‚Diese Dame ist fort,' sagt er — mit so einem zweideutigen, verdammten Grinsen — —

„Was wünschen Sie, mein Herr?" sagte der junge Mann auf einmal zu Fridolin; „warum starren Sie mich denn fort und fort an?"

„Verzeihen Sie — (Ottilie als Knabe! — Der interessanteste ausgewachsene Knabe, den ich in meinem Leben gesehn!) Nur weil diese wahrhaft merkwürdige Aehnlichkeit — — Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie sogar, fahren Sie fort."

„Nun ja; ich frage also — — Das heißt, ich wollte diesem Wirt zunächst deutlich machen, daß er sich jedes unpassenden und beleidigenden Mienenspiels

zu enthalten habe; aber die italieniſchen Ausdrücke fielen mir nicht ein! — ‚Ich frage ihn alſo: ‚die ganze Geſellſchaft iſt fort?‘ — ‚O ja,‘ ſagt er, ‚ſo nach und nach. Zuerſt die drei Herren, einer nach dem andern. Ganz in der Stille. Zuletzt iſt die Dame mit der Kleinen allein; macht eine Theaterſcene mit Thränen; erklärt mir dann, ſie habe kein Geld, könne mich nicht zahlen. Wenn Sie mich nicht zahlen können, ſag' ich ihr, ſo werden Sie erlauben, daß ich mir anderweitig helfe; denn es gibt auch hierzulande Polizei, Madame, und es gibt Gerichte —‘“

„Großer Gott!“ rief Fridolin aus, der ſich nicht länger hielt. „Polizei! Gerichte! — Was iſt geſchehn? In Verhaft —?“

„Ich bitte Sie, mein Herr, laſſen Sie meinen Arm,“ ſagte der junge Menſch, wieder heftig errötend. „Nein, nicht in Verhaft. Wär' ſie in Verhaft, ſo ſpräch' ich nicht ſo ruhig zu Ihnen, wie ich es thue, ſondern ſagte Ihnen —“ (erbitterter) „ſagte Ihnen —“

„Haben Sie noch einmal die Geduld, mein Herr, objektiv zu bleiben; nur noch ein einziges Mal! (Wie gut dieſes Aufbrauſen ihm ſteht!) Haben Sie die Güte, mir mit drei Worten zu ſagen, was geſchehen iſt!“

„Nun alſo mit drei Worten: ſie iſt fort! Denſelben Abend iſt ein Herr gekommen; er hat ſie angeredet; wie es alſo ſcheint, hat er ſie gekannt. Dann hat ſie ihm allerlei erzählt, was der Wirt nicht verſtanden hat; denn er verſteht wenig Deutſch. Dann

hat dieſer Herr für meine Schweſter die ganze Rechnung bezahlt; — wobei der Wirt wieder lächelte," ſetzte der junge Mann hinzu und biß ſich auf die Lippe. „Am andern Morgen ſind ſie alle drei — das Kind, meine Schweſter und dieſer Herr — miteinander abgefahren; im Wagen, nach Trient."

„Leopold! Ich denke und hoffe, es war Leopold!" rief Fridolin aus.

„Ich weiß nicht, wer ‚Leopold' iſt," erwiderte der Jüngling. Ich weiß nur, daß dieſer Herr, über den der Wirt ſo unverſchämt lächelte — und ich konnte auf das Wort impudenza im Augenblick nicht kommen! — daß dieſer Herr ſich vor der Abreiſe ins Fremdenbuch des Hotels eingeſchrieben hat: Frivolino, pittore. Berlino. Weiter weiß ich nichts."

„Frivolin!" rief Riſotto aus. „Da haben wir die Paſtete!"

„Ich hatte Sie erſucht, mein Sohn, zu ſchweigen," fiel ihm Fridolin in die Rede. „Was iſt das? Wie kommt der kleine Frivolin an den Gardaſee? Iſt er uns nachgereiſt? Was hat er gewollt? — Und dieſer Don Juan muß Fräulein Ottilie auslöſen? nach Trient begleiten? — Trient? Telegraphieren wir augenblicklich nach Trient!"

„Das wäre ſehr überflüſſig," erwiderte Ottiliens Bruder, der bei den Worten „Don Juan" ſich aufs neue verfinſtert hatte. „Ich war ja in Trient! Ich fuhr von Riva dorthin. In jedem Hotel fragte ich nach einer jungen Dame, einem Kind und einem Herrn, — bis man mir in der ‚Corona' ſagte, die

drei Herrſchaften, die ich bezeichnet hätte, ſeien da geweſen, hätten zu Abend geſpeiſt; doch noch in der Nacht ſeien ſie weitergefahren mit dem Schnellzug nach Norden zu. Dies iſt das letzte, was ich erfahren habe. Der Portier ſagte ein Wort von ‚Bolzano‘, von Bozen; ich fuhr nach Bozen; hab' ſie dort in jedem Hotel, jedem Kaffeehaus, in jeder Straße geſucht. Nichts. Keine Spur. Und darauf bin ich denn direkt nach Berlin gefahren; zu Ihnen, mein Herr."

„Heiliger Gott! (Wenn er mich ſo anſieht, hat er ganz die Augen der Schweſter; dieſe braunen Augen.) Wir wiſſen alſo nichts; nichts. Unter Frivolins Schutz in die Welt hinein! — Wohin? — Was ſoll man thun? — Was ſoll man jetzt thun? — Auch mein Bruder verſchwunden; — ich verſtehe nichts. Verſchwunden, und ſeine Judica zurückgelaſſen; — Rätſel über Rätſel! — Mein Herr! — Herr Ritter alſo — Ferdinand Ritter — nicht wahr —"

Der Jüngling nickte.

„Was ich etwa dabei verſchuldet habe, Herr Ritter (ganz die Ritterſche Naſe) — davon nachher. Jetzt handelt ſich's darum, dieſe verlorene Schweſter zu entdecken! — Telegraphieren! — Wohin? — Ueberallhin; natürlich. Wo kann ſie ſein? Da ſie nicht in dieſes Haus zurückgekehrt iſt — was das einfachſte, das natürlichſte geweſen wäre —"

„Alſo Sie glauben, mein Herr," unterbrach ihn der Bruder, „daß meine Schweſter nach einer ſolchen Behandlung hierher zurückkehren wird?"

Fridolin errötete. (Wie dieſe männliche Ottilie in ſeiner Impertinenz entzückend iſt!) „Gut, mein junger Herr; — reden Sie, ich handle. Reden Sie, was Sie wollen; ich telegraphiere. Franz! Setz dich, mein Sohn. Hier an den Tiſch. Feder und Papier. Tinte. Ein Telegramm! An meinen Bruder Philipp; in Neuſtadt. Wenn er von Riva plötzlich abgereiſt iſt, wohin wird er gereiſt ſein? Nach Hauſe. Wohin wird Fräulein Ottilie mit ſeiner Tochter gereiſt ſein? Vermutlich ebendorthin. — Vermutlich? Zuviel geſagt. Sagen wir: vielleicht. Verſuchen wir's. Alſo ein Telegramm!"

Franz ſaß; Fridolin diktierte:

„Biſt du da? Iſt Fräulein Ottilie mit Indica dir nachgereiſt? Oder was weißt du von ihr?

Fridolin."

„Wieviel Worte?" fragte er, nachdem Franz geſchrieben hatte.

„Mit der Ueberſchrift einundzwanzig," antwortete Franz.

„Streiche ‚iſt'! ‚Iſt' iſt überflüſſig. ‚Iſt' iſt nicht lakoniſch; nicht telegrammesk. Schreibe ſtatt ‚biſt du da' einfach: ‚Zurückgekehrt?' Und dann ſetze hinzu: ‚Drahtantwort bezahlt.' Zwanzig Worte. In Ordnung."

„Und nun —?" fragte Franz, indem er aufſtand.

„Nun nimm das Telegramm, deinen Hut, und hab die Güte und lauf!

„Setzen Sie ſich gefälligſt, Riſotto!" fuhr Fridolin fort, während Franz ſich entfernte. „Wir tele-

graphieren weiter! — Wenn Sie mir freundlichſt, im Intereſſe der Sache, ſagen wollten, Herr Ritter: wohin Ihre Schweſter ſich etwa ſonſt gewendet haben könnte, wenn ſie weder hierher, noch zu dem Vater Judicas gereiſt iſt."

„Wohin ſonſt?"

„Ja."

„Zu ihrem Onkel vielleicht; zu ihrem und meinem Onkel, bei dem ſie war, ehe ſie hierher kam."

„Eine Vermutung, die alles für ſich hat! — Wenn Sie mir die Adreſſe dieſes Onkels geben wollten."

„Hier iſt ſeine Karte," antwortete der junge Menſch, indem er ſie aus der Brieftaſche zog, und reichte ſie Fridolin hin. „Oder ſoll etwa ich —"

„Dies alles iſt meine Sache, meine Pflicht; ich bin ja der Schuldige, der Verantwortliche; Sie ſagen es ſelbſt. Schreiben Sie, Riſotto! Zuerſt die Adreſſe, nach dieſer Viſitenkarte. Haben Sie's? — Sie haben. — ‚Bitte um gütige Auskunft: Fräulein Ottilie Ritter bei Ihnen? Oder wo? Drahtantwort bezahlt.' Meine Adreſſe darunter. Genau zwanzig Worte. Gut."

„Soll ich gehn?" fragte Riſotto.

„Ja, kleiner Riſotto, gehn Sie, opfern Sie ſich für die Sache. Wir müſſen heute ſchnell, entſchloſſen und groß ſein! Fort mit dem Telegramm! — — Riſotto iſt fort. Verſäumen wir nichts, mein Herr. Wohin könnten wir unſern Hilferuf noch erſchallen laſſen? Wohin könnte Fräulein Ottilie ſich gewendet haben, wenn nicht zum Onkel? An wen und was ließe ſich denken?"

„Ich wüßte nur eine Tante in Potsdam," antwortete der Jüngling. „Diese Tante in Potsdam lud sie erst neulich ein, sie zu besuchen —"

„Lud sie erst neulich ein! Also eine Vermutung, die alles für sich hat! (Selbst das Wort ‚Potsdam' klingt angenehm, wenn dieser Bruder Ottiliens es sagt.) Wir telegraphieren nach Potsdam! Die Adresse, wenn ich bitten darf?"

„Ich weiß sie nicht."

„Auch nicht die Straße?"

„Nein."

„Das ist nichts für den Telegraphen; — das ist eine Aufgabe für die findende menschliche Vernunft. Mein teurer Rudolf! In der nächsten Viertelstunde geht ein Zug nach Potsdam; in fünf Minuten — längstens! — bist du am Bahnhof; in dreiviertel Stunden drüben auf der großen Potsdamer Brücke. Du wendest dich an die Polizei, erfragst dir diese Tante — — ihr Name, Herr Ritter?"

„Frau Altschwager; Antonie Altschwager; Witwe; Blumenmacherin, — oder etwas dergleichen."

„Oder etwas dergleichen! — Anhalt genug, mein teurer Rudolf, für einen Kopf wie deiner. Du erfragst sie, besuchst sie, erfährst dort, wie es steht. Gott sei Dank, meine Freunde, wir haben Ferien, wir können diese Sache im großen Stil behandeln und betreiben, wie sie's von uns verlangt! — Du bist noch nicht fort? — Ah, er geht schon fort. Nimm meinen Segen mit, mein Sohn, und verdiene dir meinen Dank!"

„Wann kann er wieder hier ſein?“ fragte Fridolin ſich ſelbſt und ſah nach ſeiner Uhr. „Wir haben drei Viertel auf Acht. Sagen wir: in zwei Stunden; ſagen wir mit Berückſichtigung der menſchlichen Gebrechlichkeit: drei. — Und abgereiſt mit dieſem Frivolin? Sagt unſre Vernunft uns nichts über dieſen Frivolin? Ließen ſich nicht auch ſeine Spuren verfolgen? — Ich glaube, ihr erzähltet mir einmal, er wohne hier mit einem Bruder zuſammen; einem Bruder mit roten Haaren und ohne Talent. Waldknabe! hab' ich recht?“

Der Waldknabe nickte.

„Du wirſt ſeine Wohnung wiſſen?“

„O ja. Allerdings.“

„Weit von hier?“

„O nein.“

„Alſo nimm deinen kleinen faſhionablen Deckel, mein Sohn, und lauf! Suche dieſen Bruder. Frag ihn, was er von dem verſchollenen Frivolin weiß —“

„Wollen wir nicht lieber durch den Lokaltelegraphen —?“ fragte der junge Architekt, da er eben die Aufwärterin mit dem Frühſtück eintreten ſah.

„Durch deine eignen werten Beine iſt beſſer, mein Sohn; ‚würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es raten‘? Du biſt ja ſchneller dort, und ſchneller zurück. Verdiene dir das Frühſtück, indem du es in dieſem Augenblick philoſophiſch verachteſt!“

IV.

„Gut, er iſt fort," ſagte Fridolin, als auch der letzte der vier Leibſchwaben das Zimmer verlaſſen hatte und er ſich mit Ottiliens Bruder allein ſah. „Wir haben jetzt Zeit, mein Herr, an meine Verſchuldung zu denken; mich zu verurteilen, wenn ich der Schuldige bin. Hier ſteht Clavigo — dort ſein Ankläger, Beaumarchais. Erledigen wir mich! Aber ſuchen wir, wenn es Ihnen gefällig iſt, dabei die Forderungen der kritiſchen Vernunft mit denen des Leibes zu vereinigen. ‚Unterdeſſen das Frühſtück.'"

„Ich danke Ihnen," ſagte der Jüngling mit ſanfter Stimme und einem Lächeln, das er nicht zu unterdrücken vermochte. „Ich könnte jetzt nicht frühſtücken. Ich danke Ihnen."

„Alſo eine nüchterne Unterſuchung meiner Schuld! (Er hat gelächelt. Er lächelt wie ſie. O dieſes Lächeln —!) Herr Ferdinand Ritter, warum zögern Sie? Warum ſagen Sie nichts?"

„Verzeihen Sie mir!" ſagte Ferdinand errötend. „Ich hab' Sie beleidigt. Ich ſehe ja aus allem, was

Sie da thun, daß Sie in dieſer unbegreiflichen Sache — ganz gewiß ohne Schuld ſind. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Ich — — Verzeihen Sie mir!"

„Daß Sie ſich Ihrer Schweſter ſo ritterlich, vielmehr ſo brüderlich annahmen, ſollte ich Ihnen verzeihen?"

„Ich hab' Ihnen" (der Jüngling ward wieder purpurrot) „ſtarke Dinge geſagt. In der erſten Aufregung — in dem Glauben, daß — — Nicht wahr, ich hab' Ihnen ſtarke Dinge geſagt," wiederholte er, indem er zaghaft lächelte.

(Er lächelt noch ſchöner als ſie!) „Ich danke Ihnen für jedes ſtarke Wort, Herr Ferdinand Ritter, das Sie mir geſagt haben; denn es hat mich einen der beſten, der — idealſten Brüder kennen gelehrt! — Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen das ſage. Warum ſollt' ich nicht? Warum ſollten ſich Menſchen nicht das Ehrende, das Erfreuende ſagen? Wenn es das Wahre iſt! — Uebrigens beſtimmte Sie die Natur dazu, der Ritter dieſer Schweſter zu ſein. Sie ſind nur eine andere Ausgabe von ihr; eine Ueberſetzung. Eine Ueberſetzung in die feſtere, ſtraffere Sprache der Männlichkeit. Verſtehe ich Ihre Hand recht? Sie wollte ſich mir geben? — Hier haben Sie die meine. Verſtändigung; Verſöhnung. Es macht mich glücklich, Herr Ferdinand Ritter — Ferdinand! ein ſchöner Name — es macht mich glücklich, uns verſöhnt zu ſehn. Auf unbegreifliche, unvernünftige Weiſe haben wir Ihre Schweſter verloren; ſorgen wir uns nicht: auf dem

Wege der begreifenden Vernunft werden wir dieſe Schweſter wiederfinden.“

„Ich bin ohne Sorge!“ erwiderte Ferdinand. „So, wie Sie es betreiben — und ſo reſolut, wie meine Schweſter iſt — — Ganz ohne Sorge! Ich danke Ihnen. Wenn Sie mir nur verzeihn!“

„Verzeihn! Dieſes Wort werde nicht mehr gehört; es finde keinen Platz mehr zwiſchen Ihnen und mir. Warum ſtehn wir noch immer? Ich hab' Sie noch nicht ſitzen ſehn; das iſt unnatürlich. Setzen wir uns; an dieſen ſo freundlich einladenden Tiſch. Sie wollen nicht eſſen? So trinken wir wenigſtens; aus dieſen grünen Rheinweingläſern, Herr Ferdinand — — Sie erlauben, daß ich alter Profeſſor Sie bei Ihrem Vornamen nenne. (Er nickt. Er lächelt. Dieſer edle Ausdruck!) Alſo ich ſchenke ein. Wie es gluckſt. Zu den ſchönſten Geräuſchen der Natur gehört für mich dieſes Gluckſen der Flaſche beim erſten Glas. Wie das zögernde, zärtliche Seufzen einer Schönen beim erſten Kuß —“

Er ſtockte. Plötzlich fiel ihm Ottilie ein; Ottilie und alles. Es fiel ihm ein, daß er ſie ja liebe. Aber welche Veränderung! Es that ihm nichts dabei weh. Er fühlte keinen Schmerz. Da faß er wieder: der Junggeſell Fridolin, der nicht heiraten ſoll und auch nicht heiraten möchte; nicht mehr der Graf Egmont, der um ein Mädchen ſeufzt, ſondern der Profeſſor Sokrates, der Menſchen wirbt, der ſich in eine werdende Jünglingsſeele vertieft. Er ſah gleichſam ſich ſelber zu, und mußte lächeln. Es war ihm, als erblickte er hinter

einem Schleier das auf ihn geheftete ſtille, weiſe Auge der Natur, das ihm lautlos ſagte: „Siehſt du, mein Sohn, ſo ſpiele ich mit dir! Vom Mädchen weg locke ich dich zum Jüngling — und von dem führ' ich dich zu dir ſelbſt zurück — und dich ſo hin und her ſchaukelnd halt' ich dich feſt in deinem Bund zwiſchen dir und dir. Was wollteſt du von Ottilie? Hier iſt ſie, — in anderer Geſtalt. Sieh dieſen freundlichen, unſchuldigen Jüngling an; ſo ſchön, ſo edel wie ſie; wecke ſeine Seele, bilde ſie, fülle ſie, gewinne ſie dir, ſo iſt ſie ja dein. War Sokrates mit Xantippe glücklich? Nein. Gute, edle Jünglinge zu finden, denen er Lehrer, Meiſter, Vater, Freund war, das war ſein Glück. Das iſt auch das deine. Hier ſitzt es dir gegenüber. Erfülle deinen Beruf!“

„Der Wein iſt vortrefflich,“ ſagte Ferdinand ſchüchtern, die tiefe Stille unterbrechend, nach einer geraumen Weile. „Aber, Herr Profeſſor, Sie trinken ja nicht.“

Fridolin fuhr aus ſeinem Sinnen auf; er nickte; dann hielt er die freundlichen, ſanften Augen auf den Jüngling geheftet. „Sie ſagen zum erſtenmal ‚Herr Profeſſor‘ zu mir; — es ſei auch das letzte Mal, Ferdinand. Es klingt von Ihren Lippen unnatürlich; unmenſchlich. ‚Herr Profeſſor!‘ Wie glücklich waren jene Alten, jene Griechen, die keine Titel kannten; nur Menſch und Menſch! — Sagen Sie ‚Fridolin‘; Fridolin, weiter nichts. Alle meine jungen Freunde nennen mich ſo; — und ich betrachte Sie ſchon als meinen Freund. Sagen Sie's; ich bitte. Sagen Sie: Fridolin.“

„Fridolin!“ ſagte Ferdinand; mit Schüchternheit, Heiterkeit und Stolz.

„Fridolin! Wie ſchön dieſer Name von Ihren Lippen klingt. Ihre Schweſter — — Was wollte ich Ihnen noch von Ihrer Schweſter ſagen — — Nehmen Sie Ihr Glas! Ich wünſche Ihnen etwas zu ſagen; — und ich fürchte nicht, daß es Sie eitel macht; denn Ihnen ſieht Charakter aus den braunen Augen; Verſtand, Idealität. Klingen Sie an, mein junger Freund. Trinken wir darauf, daß Sie ſo unverdorben, ſo gut, ſo — ideal bleiben, wie Sie ſind. Sagen Sie mir nichts! Werden Sie rot — nur zu — aber ſagen Sie nichts. Ich weiß, ich ſehe, Ferdinand, daß Sie von edler Art ſind. Ich glaube, ich hab' ein wenig vom Auge, vielmehr vom ‚Dämon‘ des Sokrates. In einer ſchönen Geſtalt eine ſchöne Seele! — — Wie jugendlich verſchämt, wie gerührt er mich anſieht. Ferdinand, — Ihre Hand. Ich hab' Sie achten gelernt, als Sie mir Ihre Beleidigungen ſo ſchlank und dreiſt ins Geſicht warfen; jetzt, da Sie mir ſo unnachahmlich freundlich in die Augen ſchauen, lerne ich Sie lieben.“

„Fridolin!“ rief Ferdinand und ſprang auf; denn die Bewegung, in die er geraten war, trieb ihn vom Stuhl empor. „Was ſind Sie für ein Menſch —!“ — Er ſtammelte; er ſah ihn voll Bewunderung an. „Wenn es möglich wäre — wenn es möglich wäre, Fridolin, daß Sie mich jemals lieb hätten!“

„Iſt ſchon geſchehn,“ ſagte Fridolin heiter, um ſeine eigene lyriſche Wallung zu verbergen, und nahm

die beiden Hände des Jünglings in die ſeinen. „Warum ſollte es auch erſt übers Jahr, warum erſt im Herbſt, warum erſt morgen geſchehn? Am erſten Tag, oder nie! Durch Ihre Augen, Ferdinand, ſieht man klar und tief in Ihre Seele hinein. Hinter dieſen Fenſtern wohnt wahre, warme Jugend, reine Gefühle, Begeiſterung. Begeiſterung iſt alles! Gib einem Menſchen alle Gaben der Erde und nimm ihm die Fähigkeit der Begeiſterung, und du verdammſt ihn zu lebendigem Tod. Wo ich in einer jungen Menſchenbruſt Begeiſterung fühle, da glaub' ich, hoff' ich und lieb' ich. Ja, Kind, ich liebe Sie. ‚Sie!' Wozu ſag' ich ‚Sie'? Jene glücklichen Griechen kannten kein Sie. Mein glückliches altes Herz kennt für dich kein Sie. Warum warten, bis wir noch einige tauſend Worte miteinander gewechſelt haben. Gib mir den Becher her; den ſilbernen Becher da mit der ſilbernen Dame. Weihen wir ihn ein! Leere die Flaſche in ihn aus. Setz ihn an die Lippen. Auf Begeiſterung, Freundſchaft, Liebe und Du! — —

„Wie thöricht wir ſind," fuhr Fridolin fort, als ſie getrunken hatten und der von ſeinen Gefühlen ganz übermannte Ferdinand in einer Art von hilfloſer Verzückung daſtand — „wie thöricht wir ſind, wenn wir am frühen Morgen verzagen; da wir ahnungsloſeſten Geſchöpfe, wir blinden Maulwürfe der Oberwelt nicht wiſſen, was der Tag uns bringt. Hätt' ich denn vor einer Stunde auch nur denken können, daß dieſer mein Geburtstag, den ich verwünſchte, mich ſo außermaßen glücklich machen würde? — Aber ich ſeh' dich

an und bemerke, mein teurer Ferdinand, daß du, die Wahrheit zu ſagen, wie ein kleiner Schmutzfinke ausſiehſt. Noch ganz ſo, wie die Berlin-Anhalter Bahn dich der Menſchheit zurückgab. Führen wir dich in dieſes Zimmer nebenan; dort übergeb' ich dir Seife, Kamm, Bürſte, ein friſches Hemd. Und dann, wenn der gereinigte Adonis aus dem Seifenſchaum emporgeſtiegen, führen wir dich zu deiner liebenden Tante; denn mir fällt ja eben ein, daß Frau Thereſe Ritter deine Tante iſt, und daß du Schurke — o welch ein Wort für dieſen edelſten aller Jünglinge! — daß du ihr noch nicht Guten Morgen geſagt haſt."

V.

„Eine Depeſche," ſagte der Ueberbringer, als er Tante Ritter herausgeklingelt hatte. „Ein Telegramm an den Herrn Profeſſor."

„Ein Telegramm!" rief Fridolin, der es durch die offene Thür von ſeinem Zimmer aus hörte. „Schon ein Telegramm! — Ich ſagt' es immer: neben dem Leuchtgas — mit dem man nun endlich ſeine Zimmer einigermaßen hell machen kann, Ferdinand — iſt der Telegraph die größte Erfindung des Jahrhunderts und ein Beweis für die Güte Gottes. Hier, Mann der Elektricität! haben Sie die Beſcheinigung. Sie wünſchen eine Zigarre? Nehmen Sie ſich eine Zigarre aus jener Kiſte. Wenn ich glücklich bin, ſollten Sie unglücklich ſein? Nein. Guten Morgen. — Leſen wir jetzt das Telegramm!"

„Von wem?" fragte Ferdinand.

„Nicht von meinem Bruder, wie ich dachte; von deinem Onkel, mein Sohn. ‚Meine Nichte Ottilie nicht hier. Wiſſen nichts von ihr. Durch Ihr Telegramm lebhaft beunruhigt.' — So! Das iſt nun das

Reſultat, daß wir dieſen würdigen Mann auch noch beunruhigt haben; völlig nutzloſer Weiſe. Es iſt kein Segen beim Telegraphieren, mein Sohn!“

„Man klingelt,“ ſagte Tante Ritter (die inzwiſchen ihren Neffen, den Sohn ihres ſtudierten Bruders, mit ſtrahlendem Stolz von der Seite betrachtet hatte) und lief hinaus.

„Eine Depeſche,“ murmelte jemand draußen an der Thür. „Eine Depeſche an den Herrn Profeſſor.“

„Dieſer Morgen iſt nicht der ſtillſte in meinem Leben!“ ſagte Fridolin. „Bitte, geben Sie her. Wie Ferdinand mich mit den erwartungsvollen braunen Augen anglänzt. Noch nicht wie ein Philoſoph! — Aber wohlgekämmt, wohlgereinigt; ein edler Anblick. Hier, mein Herr! Die Beſcheinigung. Sollte ich ungerecht ſein? Nehmen auch Sie ſich eine Zigarre; dort aus jener Kiſte. Er lächelt dankbar. Guten Morgen! Leſen wir jetzt das Telegramm!“

„Von deinem Bruder?“ fragte Ferdinand.

„Ja. ‚Bin hier.‘ Der Schurke! Der Verräter! ‚Weiß von Ottilien nichts. Verſtehe nichts. In grenzenloſer Unruhe.‘ — Da haben wir's! Der auch! Fluch auf die Telegramme!“

Ferdinand ſah ihm über die Schulter. „Da ſteht ja noch ‚Bitte dringend Aufklärung‘,“ ſagte er.

„Aufklärung! Alſo ein neues Telegramm! — Was wiſſen wir mehr, als er? — Ferdinand, das Chaos beginnt!“

„Es ſcheint wenigſtens,“ ſagte Ferdinand lächelnd, „die Philoſophie hört auf.“

„Biſt du ſchon ſo weit, mein Sohn, mit mir deinen Spott zu treiben? (Wie wunderbar ihm das ſteht!) Gut, ich werde mich faſſen; — ich werd' ihm telegraphieren. Aber was? — Warum iſt er nicht hier, ſtatt in Neuſtadt? Was hat dieſer geiſtliche Verräter jetzt in Neuſtadt zu thun? — Ich werd' ihm telegraphieren — — bitte, mein teurer Ferdinand, ſetz dich hin und ſchreib."

„Ich ſchreibe."

„‚Aufklärung mündlich; anders nicht. Europa erwartet, daß du noch heute hierher zurückkehrſt. Drahtantwort bezahlt.' Dies zwingt ihn, Ferdinand. Er muß. Es liegt ein Segen auf der Telegraphie!"

Es klingelte.

„Eine Depeſche für den Herrn Profeſſor," ſagte der Mann, dem Frau Ritter draußen öffnete.

„Meine Zigarrenkiſte für Dienſtmänner wird heut noch leer!" rief Fridolin aus. „Von wem kommt denn das? — — Hier, mein Herr; Beſcheinigung und Zigarre. Leſen wir. Wie? Von Rudolf, aus Potsdam? Schon? — Wunderbarſte aller Erfindungen! — ‚Frau Altſchwager ſogleich gefunden. Sie weiß nichts. Iſt nun ſehr in Sorgen. Komme mit nächſtem Zug. Rudolf.' — Muß dieſer Hansnarr das telegraphieren? Iſt das eine Depeſche? — In Sorgen! — Wir wiſſen nichts! — Wir wiſſen nun wenigſtens dreifach, mein teurer Ferdinand, daß wir nichts wiſſen."

„Dieſes ewige Reißen an die olle Klingel!" brummte Tante Ritter und lief wieder hinaus.

Fridolin horchte auf das vierte „Eine Depesche für den Herrn Professor“. Aber es blieb aus. Die Stimmen der Leibschwaben ließen sich durcheinander vernehmen. Franz, Risotto und der Waldknabe traten geräuschvoll ein.

„Wir trafen nämlich den Waldknaben auf der Straße!“ sagte Risotto, indem er nach Atem rang. „Und haben ihn begleitet —“

„Und haben Frivolins noch kleineren Bruder gefunden,“ fiel Franz ebenso atemlos ein. „Zu Hause. Und er hat richtig —“

„Von Frivolin einen Brief,“ setzte der Waldknabe in aller Eile hinzu.

„Hat er einen Brief?“ rief der Professor mit seiner ganzen Stimme. „Ihr habt ihn mitgebracht? — Königliche Briefpost, Segen der Kultur! — Lese jemand ihn vor.“

„Ich also!“ sagte der Waldknabe, der ihn in der Hand hielt. „‚Mein teurer Rotkopf! Ich sitze hier in Leipzig im ‚Nürnberger Hof‘, habe mein Geld auf eine sehr interessante Weise durchgebracht, und kann nun nicht fort; sintemal mir sowohl das große als das kleine Geld fehlt. Bitte, schicke mir! Sagen wir, fünfzig Thaler, — wenn Du sie hast. In bekannter brüderlicher Liebe Dein Frivolin.‘“

„Das ist alles?“ fragte Ferdinand.

„Ja.“

„So mißbraucht man die Post?“ rief Fridolin entrüstet. „Dies ist ein Telegramm, und kein Brief! Was steht darin? Nichts, als: ‚schicke Geld‘.

Alſo auch der nun ohne Geld! — Und Ottilie? Wo iſt ſie?“

„Es ſteht auch ſeine Adreſſe in dem Brief,“ ſagte Ferdinand, den die Aufregung wieder rötete. „Wenn meine Schweſter — — wenn ſie in demſelben Hotel wäre — —“ ſtammelte er verlegen. „Jedenfalls — kann er uns ſagen, wo er ſie gelaſſen hat; wo ſie iſt. Ich fahre hin. Ich ſuch' ihn auf. Leipzig, im Nürnberger Hof!“

„Du, mein Sohn, wollteſt hin?“

„Ja, ich. Bin ich nicht der Bruder?“

„Sehr wahr! Du biſt der Bruder,“ erwiderte Fridolin. „O, du haſt recht! — Ich begleite dich — — Kann ich dich begleiten?“ — Er warf einen Blick auf das neue Telegramm an Philipp, das noch auf dem Tiſch lag. „Ja ſo! Philipp. Mein Bruder. Mein hilfloſer, unkluger — — Darf ich fort? Nein. Ich muß ſeine Antwort erwarten, — und ihn ſelbſt. Meine Freunde, was iſt das für ein Tag! — — Aber du haſt recht. Sie iſt deine Schweſter. Reiſe voran, mein guter Ferdinand; mein Ottilius; ich folg' dir nach. Ja, ich folg' dir nach!“

„Wann?“ fragte der Jüngling, indem er ihm mit treuherziger Liebe in die Augen ſah.

„Wann? — Wenn meine Sehnſucht und die Möglichkeit ſich wie kongruente Dreiecke decken; wenn das Schickſal mir wieder hold iſt. Jeder von uns hat ſeine Pflicht; du die Schweſter, ich den Bruder; thun wir, was wir müſſen. Geh, mein Sohn; —

neun Uhr; — ich werd' hier unterdessen die Eifersucht dieser Jünglinge wecken, indem ich ihnen erzähle, was für ein Mensch du bist, Ottilius! — Wünschest du den nächsten Zug zu versäumen? Nein. Wozu? Also nimm deinen Ueberrock und deinen Hut, sag schön ‚adieu' und leb wohl!"

„Adieu!" sagte Ferdinand lächelnd, mit naiver Anmut, und drückte Fridolins Hand. Dann stülpte er sich seinen grauen, weichen Hut auf das braune Haar, das nun wie auf der Flucht vor diesem Ueberfall in Ringeln hervorquoll. Er warf sich den Ueberrock, statt ihn anzuziehen, auf die Schultern, mit einer jugendlich unternehmenden Bewegung. Fridolin sah das alles; er sah schweigend zu, er verschlang dieses ganze jugendschöne Bild mit künstlerischer Freude. Er stand still. Erst als Ferdinand ihm und den andern einen letzten Wink mit der Hand zugeworfen hatte und zur Thür hinausging, rührte er sich auch.

An der obersten Treppenstufe holte er den Jüngling ein; „Ottilius!" rief er ihn an. „Steh noch einen Augenblick still! — Wie du davonstürmst. Ich zittre: du verschwindest mir am Ende wieder, wie du gekommen bist; du warst vielleicht nur eine Erscheinung — nur ein Gedanke — — Lach über mich, aber steh noch still. Dein Halstuch sitzt schief! Erlaube, daß ich dir's umbinde, wie es sich gehört. Ottilius! Kind! Es muß etwas Edles, Gutes aus dir werden; das erwart' ich von dir. Ich werde dir nach Leipzig telegraphieren, was ich von dir erwarte.

Ich hab' jetzt wieder einen Zweck auf der Welt; — du bist dieser Zweck! Und nun laß mich dir noch den allzu schiefen Hut etwas grader setzen; und geh, und sieh dich nicht um, wenn ich dir übers Geländer nachsehe."

VI.

„Leipzig!“ rief der Schaffner. Der „bayriſche Zug“ war in die Halle des bayriſchen Bahnhofs zu Leipzig eingefahren; die Wagenräder brummten in ihrem tiefſten Baß, dann ſtanden ſie ſtill. Faſt alles ſtieg aus; auch Leopold. Er hängte ſich ſeine Taſche wieder um, die im Coupé neben ihm gelegen hatte; verglich — nach einer alten Gewohnheit, die mit ihm reiſte — ſeine Taſchenuhr mit der des Bahnhofs: die Differenz war gering, die Bahnhofsuhr zeigte drei Viertel auf Neun. Schon jetzt hatte die Sonne dieſen Aprilmorgen angenehm erwärmt; der Tag verſprach warm, vielleicht heiß zu werden; — man merkt kaum, daß man nicht mehr in Italien iſt! dachte Leopold. Nur die nackten Bäume, die grauſam modernen Häuſer, und die — Eingeborenen ſagen mir's, wo ich bin. Heut noch nach Berlin? Wozu? Was thu' ich in Berlin? — Er ſeufzte. Still vor ſich hin blickend ſchüttelte er den Kopf. „Morgen nach Berlin,“ ſagte er; „heute hier. Hier kennt mich kein Menſch. Dieſen Reiz hat Leipzig mit Verona und Peschiera gemein! Alſo bleiben wir hier!“

Digitized by Google

Er verließ den Bahnhof, und da er nichts als seinen Stockschirm und seine — allerdings sehr gefüllte — Reisetasche zu tragen hatte, wehrte er alle Dienstmänner, die sich ihm antrugen, ab, und wanderte aufs Geratewohl in die Stadt hinein; entschlossen, sein Gasthaus diesmal nicht nach Bädeker, sondern nach dem Augenschein zu wählen und einfach da einzutreten, wo es ihm gefiel. Ich erinnere mich, dachte er im Gehn, ein paar Schritte von diesem Bahnhof gibt's einen „Nürnberger Hof"; ich war einmal drin; den vermeiden wir: denn da gefiel es mir nicht. Richtig, da steht er. Gehn wir also vorbei! — Er ging an ihm entlang, sah über seine Front hin, sich mit wehmütigem Gefühl jener Zeit erinnernd, als er auf seinem ersten größeren Ausflug in die Welt da oben am Fenster stand und den poesielosen Häuserwirrwarr, die furchtbare Einfachheit der Gegend überblickte; doch alles war merkwürdig, denn alles war neu; noch alles zu gewinnen und noch nichts zu verlieren. Ich glaube, dachte er, ich bin seitdem sechzig Jahre alt geworden! — Dieses Eckfenster war's. Ich erinnere mich, am Abend saß ich dann allein, bei der Lampe, schrieb einen langen Reisebrief nach Hause; mir ward so nächtig zu Mut, es fing mir an in den Ohren zu singen und zu summen, — und zum erstenmal trat S i e hinter meinen Stuhl, sah mir aufs Papier, und sagte nichts; und doch dachte ich mir: „sie ist es". Damals begann unser Verhältnis. Was für ein Kind war ich! Gott, was für ein Kind! — Das alles ist nun vorbei. Sechzig Jahre alt. An diesem Eckfenster

war's, wo jetzt die Dame herausſieht. Die junge Dame — — Ottilie! — Mir war ſchon wieder einmal, als hätt' ich Ottilie geſehn. Wie damals in Deſenzano; wie in Verona auf der piazza della erbe; — es gibt nichts Dümmeres, Verlogeneres als ſo ein paar Augen — wenn hinter ihnen, im Gehirn, etwas in Unordnung iſt. Ich muß immer wieder hinſehn, um den Augen wiſſenſchaftlich zu beweiſen, daß ſie es nicht iſt — — nein, daß ſie es iſt. Sie iſt es! Bei Gott! — Ihr Oval. Ihr Haar. Wie ſie jetzt den Kopf hält — — Ottilie! Mein Herz ſchlägt wie verrückt. Säh' ſie doch einmal her! — Wie blaß. — Sie ſieht nicht her. Sie thut es um keinen Preis. Iſt ſie es? Ja! Oder ich kann nicht mehr ſehn! — Wie kommt ſie hierher? Was heißt das? Hinter ihr — ein Mann. Was für ein Mann? — Bin ich toll? Hab' ich das „zweite Geſicht"? — Sie ſpricht mit ihm. Sie wehrt etwas von ſich ab — —

„Wohin wünſchen Sie, mein Herr?" fragte der Portier, als Leopold in den „Nürnberger Hof" hineinſtürmte und ſogleich die Treppe hinan. Leopold murmelte etwas, das keines Menſchen Ohr verſtanden hätte, und ſprang, drei Stufen auf einmal, hinauf, dem Portier aus dem Geſicht. Seine Taſche ſchlug ihm bei jedem Sprung in die Seite. Im zweiten Stockwerk war's; deſſen entſann er ſich. Die Thür dort in der Ecke mußte es ſein; das ſagte er ſich. Er ſtand vor der Thür. Sollte er anklopfen? ohne weiteres öffnen? — Stimmen drangen heraus. Eine männliche und eine weibliche Stimme. Die männliche ſchien

zu flüſtern; die weibliche auch; dann hob ſie ſich und wuchs; nun erkannte er ſie. „Sie haben gehört!“ ſagte ſie laut. „Mein Herr, Sie haben gehört!“

Warte ich noch länger? dachte Leopold. Indem er das dachte, hatte er ſchon den Thürgriff in der Hand und öffnete. Ja, in der That, es war Frivolin; Frivolin, mit feurigen Augen, ſehr erhitztem Geſicht, — und in dieſem Augenblick vor Ottilie Ritter auf den Knieen.

„Sie ſind unverſchämt, mein Herr!“ ſagte das Mädchen, indem ſie, rot bis an die Schläfen, einen Schritt zurücktrat. „Verlaſſen Sie — —“

Auf einmal brach ſie ab. Sie bemerkte, daß jemand die Thür geöffnet hatte, und erblaßte heftig.

Leopold, ohne ein Wort zu ſagen, ging auf Frivolin zu, der ſich erhob, und faßte ihn am Arm. „Du — —!“ ſagte er außer ſich. Er hatte ſo wenig Atem, ſo ſtürmiſches Herzklopfen, und ein ſo grimmiges, zuſammenziehendes Gefühl, daß er für jetzt keine weiteren Worte fand. Er war ſich nur, nach dem Zuſtand ſeines Innern, bewußt, daß etwas geſchehen werde; und zunächſt, wie aus Furcht, der Gegenſtand ſeines Grimms könne ihm in Luft zergehen oder in den Boden verſinken, ergriff er Frivolin vorne bei der Bruſt.

„Leopold —!“ rief dieſer aus.

Ottilien entfuhr ein leiſer Schrei der Ueberraſchung; ein ſo freudiger Ton, daß es Leopold überlief. Doch im nächſten Augenblick trat ſie heran, legte ihre Hand auf den Arm, den der junge Mann nach

Frivolin ausgeſtreckt hatte, und zog ihn haſtig zurück. „Ich bitte, ich bitte —!“ ſagte ſie mit Faſſung. „Keine Handgreiflichkeit. Ich danke Ihnen — aber mit dieſem Herrn komm' ich ſelber zu Ende. Ich hab' ihm geſagt, was er iſt. Ich erſuche ihn jetzt, mich zu verlaſſen — und dieſes Zimmer nicht wieder zu betreten — dann iſt es gut. Sie haben gehört, mein Herr, und Sie werden nun gehn!“

„Ich werde gehn,“ erwiderte Frivolin, der wahrhaft heroiſche Anſtrengungen machte, eine gewiſſe Würde zu behaupten. „Was dieſen Herrn betrifft“ (er vergaß im Augenblick, daß Leopold ſein Freund und Duzbruder war), „ſo mag er nur ſagen, was er von mir wünſcht; ich bin zu allem bereit.“

„Imperti — —“

Ottilie unterbrach Leopold mitten im Wort, und legte mit vieler Grazie einen Finger auf ihren Mund. „Sagen Sie nichts, wenn ich bitten darf! Ich bin in meinem Zimmer, und ich helfe mir ſelbſt. Es iſt gar keine Urſache, daß die Herren ſich ſchöne Sachen ſagen; ich allein bin die Angegriffene, und ich bin mit dem Angreifer ſchon fertig. Herr — Herr Leopold!“ fuhr ſie fort, da ſie ſich nicht auf ſeinen Vatersnamen beſann. „Ich bitte Sie, treten Sie hierher, neben mich. Bitte, bleiben Sie ſtehn. Dieſer Herr findet ſeinen Weg hinaus, ohne daß Sie ihm helfen.“

„Sie ſind ſehr gütig, mein Fräulein!“ ſagte der kleine Frivolin, mit überlegener Ironie und würdevollſter Haltung (wie er ſelber dachte); oder ſtammelte er vielmehr in großer Geiſtesverwirrung (wie

man's in Wirklichkeit sah). „Sie fassen die Sache so auf — wie — wie Sie sie auffassen. Ich — — mein Fräulein — — Leben Sie wohl!"

Damit richtete er sich in seiner ganzen Größe auf und schritt, ohne sich weiter um diese unbedeutende Episode seines Lebens zu bekümmern, grade auf den Thürpfosten zu; denn allerdings verfehlte er die Thür. Indessen schon nach dem ersten Zusammenstoß mit dem Pfosten erkannte er, daß er sich mehr nach rechts zu wenden habe, und wendete sich nach rechts. Er stand in der Thür. Sein Ausweg war frei. Alles lag hinter ihm. Allerdings auch sein Hut. Er ward sich bewußt, daß er seinen Hut vergessen hatte; vollkommen bewußt. Umkehren? Nein. Holen lassen. Später. Jetzt im bloßen Haar und mit Würde hinaus! — So schritt er denn fest (wie er dachte) oder stolperte (wie Ottilie es ansah) hinaus, und machte die Thür hinter sich zu.

„So, das wäre vorbei!" sagte Ottilie, und versuchte zu lachen.

„Mein Fräulein —!" nahm Leopold das Wort, dem das Herz noch klopfte. „Und ich soll ihm nicht nach? Soll diesem — Menschen nicht nach?"

„Nein," antwortete sie; die nun plötzlich, da sie sich ihm allein gegenüber sah, errötete. „Ich seh' keinen Grund. Ist ein Frauenzimmer denn so ein halber Mensch, daß immer ein Mann für sie eintreten muß? — Er hat seine Antwort, und nun kann er gehn."

„Und Sie? Wie kommen Sie hierher? Wo sind alle die andern? Wo ist Fridolin?"

Sie ſollte heute öfter als billig erröten. „Das alles erzähl' ich Ihnen," ſagte ſie mit Mühe. „Jetzt — — Judica rührt ſich. Bitte, leiſe, leiſe. Wo ſie ſich rührt? Dort, nebenan."

„Sie liegt im Bett?"

Ottilie nickte.

„Sie iſt krank?"

„Die arme Kleine; freilich iſt ſie krank. Wären wir ſonſt noch hier? — Sie rührt ſich wieder. Entſchuldigen Sie mich für einen Augenblick; — oder kommen Sie mit."

„Ich komme mit," ſagte er leiſe. Sie traten ins Nebenzimmer ein. Bei gedämpftem Licht lag hier die kleine Judica in einem ungeheuren Bett, wie wenn man eine Puppe in eine Kinderwiege legt; ſie hatte die Augen geöffnet und zeigte den beiden ihr ſonderbar gerötetes und geſchwollenes Geſicht. Als ſie Leopold erkannte, lächelte ſie ihn an. „Das iſt geſcheit!" ſagte ſie mit der drolligen Altklugheit eines kranken Kindes und hielt ihm eine ihrer heißen Hände hin. „Tante Ottilie, endlich ſehn wir einen Menſchen! — Du, Leopold, ich bin krank."

„Es ſcheint ſo," ſagte er. „Rotlauf, Roſe, nicht wahr?"

„So ſagt der Arzt," entgegnete Ottilie; „und ſo ſieht's denn auch aus."

„Und warum im Bett?"

„Als wir es geſtern auf der Herfahrt entdeckten, ward der Herr — —" (ſie brach ab, und die Arme mußte ſchon wieder ihre Farbe wechſeln) „ward unſer

Begleiter sehr ängstlich und bestand darauf, daß wir hier in Leipzig aussteigen, statt sogleich weiterzufahren bis Berlin. Er brachte uns hierher. Er holte den Arzt; — so einen alten, bedächtigen —"

„Von der alten Schule," fiel Leopold ein.

„Ich weiß nicht, von welcher Schule; aber als — jener Herr Frivolin ihn sehr eindringlich fragte, ob das Kind nicht hier übernachten, hier seine Genesung abwarten müsse, sagte der Arzt: allerdings. Er schüttelte den Kopf, daß mir Angst ward. Er schickte das Kind sogleich zu Bett, und verordnete einen warmen, trockenen Umschlag aufs Gesicht — — Hast du ihn schon wieder heruntergewühlt, du schlechter Patient!"

„O, er macht mich so heiß," antwortete die Kleine. „Muß ich denn so heiß sein, Leopold?" setzte sie fragend hinzu.

Leopold strich ihr in seiner ruhigen Art langsam übers Gesicht. Dann wandte er sich zu Ottilien, mit der ganzen Fassung, die ihm an diesem Krankenbett plötzlich wiedergekehrt war. „Mein Fräulein!" sagte er. „Ich bin freilich noch jung. Ich studiere noch. Ich bin kein Arzt. Dennoch weiß ich" (er sagte das alles mit der schlichtesten Ruhe), „daß ich von diesem Fall mehr weiß, als jener alte Herr. Daß seine Methode bei dieser Art von Gesichtsrose nicht die rechte ist. Hätten Sie so viel Vertrauen zu meinem bartlosen Gesicht, daß Sie mir erlaubten, das Kind nach meiner Methode gesund zu machen?"

Ottilie sah ihn an. Es verwunderte sie sehr,

daß zwiſchen ihnen beiden jede Verlegenheit verſchwunden, unmöglich geworden ſchien. Seine ſinnigen grauen Augen, ſeine weit ausgewölbte Stirn machten ihn ſo viel älter, — ſein treuherziges Lächeln machte ihn ſo viel kindlicher, als er war. „Gewiß!“ ſagte ſie plötzlich, ohne ſich zu beſinnen. „Vertrauen? Gewiß.“

„Sie geſtatten mir, Judica zu behandeln, wie ich es gut finde?“

„Ich weiß wirklich nicht,“ ſagte ſie und lächelte, „warum ich ſo viel Vertrauen zu Ihnen habe; aber ich habe es. Was wollen Sie thun?“

„Bleiwaſſer,“ ſagte er kurz. „Kein Flanell; keine trockene Hitze. Das bißchen Fieber, das die Kleine hat“ — er hatte inzwiſchen den Puls gefühlt, aber er legte nun auch ein Thermometer an, das der junge Naturforſcher aus der Bruſttaſche zog — „das bißchen Fieber hat hier nichts zu ſagen. Es kommt Ihnen aber wohl komiſch vor, daß ich ſo zuverſichtlich rede! — Ich — ich dachte nämlich, Sie lächelten. Nein, Sie lächeln nicht. Ich werde, wenn das Thermometer ſeine Schuldigkeit gethan hat, unſre kleine Patientin erſuchen, wie andre Menſchenkinder *aufzuſtehn*; und ich werd' das Bleiwaſſer beſorgen.“

„Das werd' *ich* thun!“ ſagte Ottilie raſch. Sie klingelte und ſchickte zur Apotheke. Judica ſtand auf. Das Kind hatte während dieſer ganzen Zeit den neuen Arzt mit großen Augen angeſehn, doch ohne ein Wort zu ſagen. Als ſie ſich wieder in ihren Kleidern ſah, trat ſie vor den Spiegel, entdeckte ihre Verunſtaltung und ſchnitt ſich ſelber ein verwundertes Geſicht.

„Du!“ ſagte ſie dann. „Wie kommt's, daß du hier biſt? Hat Frivolin dir's telegraphiert?“

„Nein, mein Kind,“ antwortete Leopold, und ſah dabei Ottilie an.

„Er wollte telegraphieren,“ murmelte Ottilie; „noch geſtern abend. Ob er's gethan hat —“

„Vermutlich nicht,“ murmelte Leopold. „Ich komme nicht von Berlin, mein Kind,“ ſetzte er laut hinzu; „ſondern von Italien her. Und du —? Warum biſt du nicht mehr am Gardaſee, ſondern hier in Leipzig?“

„Weißt du das noch nicht?“ fragte die Kleine zurück. „Mein Papa und der Onkel mußten ja plötzlich abreiſen; — nämlich wegen Familiengeſchichten,“ ſetzte ſie mit Wichtigkeit hinzu; „und wegen der heimlichen Ehre. Und denke dir, dann hatten wir kein Geld! Und dann kam Frivolin und war ſehr verwundert, und bezahlte alles; — aber den mag ich nicht. Er hat unterwegs immer nur mit Tante Ottilie geſprochen, und gar nicht mit mir. Und überall hat er bleiben wollen; und als ich zuletzt krank wurde, hat er ſich beinahe gefreut; und wir müßten hier ausſteigen, denn es wäre bedenklich und mein Zuſtand wäre griechiſch; und ſo blieben wir hier.“

Leopold murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, das ſie nicht verſtand. „Schwatz nicht ſo viel, mein Kind,“ ſagte er dann; „ſei ein geſcheiter, vernünftiger Patient. Du haſt achtunddreißig Grad.“

„Iſt das viel?“

„Es iſt mehr als genug. Du wirſt die Ehre haben,

dich auf dieſes Sofa zu legen; — ſo. Ich deck' dich zu. Das Bleiwaſſer iſt da; gut. Erſter Umſchlag. Das kühlt? — Ich werd' wechſeln, ſo oft es nützlich iſt. Unſer Rezept heißt: Bleiwaſſer und Geduld!"

„Ich werd' Geduld haben, Leopold," ſagte die Kleine ſanft. „Leopold, ganz gewiß. Du biſt ſo nett und ſo gut!"

„Alſo auf Wiederſehn," ſagte er und ging ins andere Zimmer, Ottilien nach, die bei Judicas Mitteilungen über Frivolin geräuſchlos hinausgegangen war. „Fräulein Ottilie!" ſagte er mit gedämpfter Stimme, indem er vor ihr ſtehen blieb. „Verzeihen Sie. Nicht daß ich an das rühren will, was — hinter uns liegt. Aber — eine Frage. Eine einzige geſtatten Sie mir."

„Bitte —!" flüſterte ſie.

„Die Kleine ſprach vorhin von einer ‚heimlichen Ehre'. Was weiß dieſes Kind —? Rätſelhaft. Und — was wiſſen Sie?"

„Dieſe ſelbe Frage ſchwebte mir auf den Lippen," antwortete ſie; „von mir zu Ihnen. Aber ich hätte, fürcht' ich, den Mut nicht gehabt. Schauen Sie mich nicht ſo an; ich weiß, ich bin wieder rot. In — in irgend einem Brief hab' ich von einer ‚heimlichen Ehe' geleſen, ohne ein Wort zu verſtehen. Können Sie mir ſagen, was das iſt?"

„Ich will annehmen," erwiderte Leopold, indem er die klugen Augen auf ſie heftete, — „ich will annehmen, der Verfaſſer des Briefs ſei eben wegen dieſer ‚heimlichen Ehe' plötzlich abgereiſt."

„Nehmen Sie es an.“

„Und dieſes Rätſel ſoll ich Ihnen löſen —“

„Wenn Sie können; ich bitte.“

„Fräulein Ottilie! Ein — ein jeder Menſch — Aber das Bleiwaſſer. Entſchuldigen Sie einen Augenblick! — — — Hier, meine brave Patientin! eine neue Kühlung. Nun denk an etwas Angenehmes, meine kleine Judica, und lieg ſtill! — — — Sie liegt ſtill. Sie hat müde Augen —“

„Heute nacht ſchlief ſie wenig,“ erwiderte Ottilie.

„Alſo ich fahre fort,“ ſagte Leopold; immer die Stimme dämpfend. „Ich glaub' aber, ich kann Ihnen das ſo im Stehen nicht ſagen; bitte, ſetzen Sie ſich. Ein jeder Menſch — — Ein jeder Menſch iſt ein Ganzes, hat alſo zwei Hälften; nicht wahr, das iſt klar. Jener Menſch hat zwei ſonderbare Hälften: eine männliche — und eine weibliche. Nun, und die eine iſt mit der andern verheiratet. Das iſt ſeine ‚heimliche Ehe‘.“

Ottilie ſah ihm lange ins Geſicht, ohne etwas zu ſagen, ohne die Lippen zu bewegen. Dann nickte ſie mehrmals, faſt unmerklich, mit dem Kopfe.

„Sie verſtehen mich?“

„Ich verſtehe Sie,“ gab ſie leiſe zur Antwort.

„Ohne daß es — daß es Sie erſchüttert?“

Sie erglühte, doch ſie lächelte ſanft. „Ich hab' vor allem das Verlangen nach Wahrheit,“ flüſterte ſie.

„Sie denken nicht übel von mir, daß ich es Ihnen ſagte?“

„Nein.“

„Sie ſehen alſo, dieſe heimliche Ehe iſt ein pſychologiſcher Zuſtand; weiter nichts. Vielleicht etwas Aehnliches, wie meine heimliche Verlobtheit — — Das Bleiwaſſer. Sie entſchuldigen! — — — Hier, meine kleine Judica. Wahrhaftig! ſie ſchläft. Ob es ſie aufweckt, wenn ich den Umſchlag wechsle? — Nein. Himmliſcher Kinderſchlaf! — — — Wir haben ſchon Hilfe,“ ſagte er in ſeinem leiſen, ruhigen Baß, als er zu Ottilie zurückkam. „Morpheus iſt ſchon da.“

Ottilie ſah ihn mit ſtiller Dankbarkeit an. Ihr Atem eilte aber, ihr Buſen hob ſich ſtark. Die Gedanken in ihr ſchienen ſich zu jagen. „Nun hätt' ich noch eine Frage,“ flüſterte ſie endlich. „Lachen Sie mich nicht aus.“

„Es iſt durchaus keine Gefahr —!“ murmelte er, indem er ſich wieder ſetzte und ſie anſah.

„Ihre ‚heimliche Verlobtheit‘ — — Was für einen pſychologiſchen Zuſtand meinten Sie damit? — Nicht wahr, ein neugieriges Frauenzimmer; das denken Sie jetzt.“

„Reden Sie nicht ſo! — Was ſollte ich Ihnen nicht ſagen? Ihnen ſag' ich alles. Meine ‚heimliche Verlobtheit‘? — Ich bin vielleicht ein kühler, nüchterner, phantaſieloſer Menſch, Fräulein Ottilie; aber was hilft das: die Natur in uns hat ihren Willen, ihre Phantaſie. Man will mich ergänzen, Fräulein Ottilie; — ich meine, in mir die Natur. Ich hab' nämlich in mir keine weibliche Hälfte; — alſo trachtet man in mir danach, alſo träumt man

davon. In ſtillen Stunden träumt man in mir von ihr. Nun, — und dann kommt ſie. Ich fühle, daß ſie da iſt; ich ſehe, ich höre ſie; wir — lieben uns. Ich meine das unvollſtändige Ich in mir und ſeine Ergänzung. Alſo ſeine Braut. Das — nun ja, das iſt meine ‚heimliche Verlobtheit‘; — aber verſtehen Sie das? Nicht wahr, mein Fräulein, Sie verſtehen es nicht.“

„Warum ſollt’ ich nicht,“ ſagte ſie, ohne ihn anzuſehn.

„Es war alſo eine abgemachte Sache,“ fing er wieder an und bemühte ſich zu lächeln. „Ich glaubte an ſie. Ich dachte: wenn ich ſie finde, verſtehen wir uns ſogleich; wir ergänzen uns einfach; — und ich werd’ ſie finden, das iſt gewiß! — Dann kam jener Abend — — Lachen Sie über mich; es thut nichts. Jener Abend in Berlin, wo ich Sie ſah. Ich hätte geſchworen, Sie ſind es. Ich ſagte es Ihnen; — nicht wahr, ich hab’ es Ihnen geſagt? Und darauf hielten Sie mich für einen Narren; natürlich. Nur Sie? Ich ſelbſt! — Darauf reiſten Sie ab. In mir blieb man dabei: ſie iſt es; ſie iſt es! Ich reiſte Ihnen nach. Ich — — Und ſo kam alles — — Und nun wiſſen Sie alles, Fräulein Ottilie; — und nun, bitte ich, laſſen Sie uns vom Wetter ſprechen.“

VII.

Leopold ſtand auf. Er ging durchs Zimmer, von Ottilien abgewandt; dann trat er ans Fenſter. Ottilie blieb ſtill. Sie ſaß und rührte ſich nicht.

Endlich verließ er das Fenſter und trat wieder ins andere Zimmer, zur ſchlafenden Judica. Als er zurückkam, ſaß Ottilie noch immer auf demſelben Fleck. „Sie ſchläft mit viel Talent," ſagte er ruhig. „Wir haben aber noch Geſchäfte, Fräulein. Soll ich nicht an den — Profeſſor telegraphieren, wo Sie und Judica ſind?"

„Wohin?" antwortete ſie. „Ich weiß nicht, wo er iſt."

„Alſo aufs Geratewohl nach Berlin, in ſeine Wohnung. Nicht wahr?"

„Gewiß. Alles, wie Sie wollen. Alles, was Sie wollen, iſt gut."

„Dann wollte ich wohl noch eins! — Daß Sie ausgehn, Fräulein. In die Luft. Sie ſehn übel aus; — ich rede ſchon wieder als Arzt," ſetzte er mit einem leicht gemeinten, doch aus Mißgriff ernſthaften, innigen Lächeln hinzu.

„Ich danke Ihnen," ſagte ſie herzlich. „Ruhe wär' mir beſſer, glaub' ich. All dieſe Nächte hab' ich — ſchlecht geſchlafen ... Laſſen Sie mich hier!"

„Dann ſollten Sie verſuchen, ob Ihnen die horizontale Lage nicht gut thäte, und das Schließen der Augen. Auf dem Diwan hier."

„Und Judica —?"

„Haben wir denn nicht mich? — Ich werd' mich teilen, Fräulein, und abwechſelnd die Roſe im anderen Zimmer und die blaſſe Lilie in dieſem Zimmer bewachen. Verzeihen Sie; ein ſchlechter Witz unter aller Würde! Ich ſchäme mich. Es ſcheint, der Kopf wird immer ſchwach, wenn — —"

„Das Herz," wollte er fortfahren; er brach aber ab. Er ſtand wieder in verſchwiegener, ruhiger Haltung da. — „Noch ein Geſchäft, wollt' ich ſagen!"

„Was für eins?"

„Dieſer — Frivolin hat in Riva, und alſo natürlich auch ſpäter, Geld für Sie ausgelegt. Ich habe bei mir; genug. Wär' es Ihnen nicht lieber, Fräulein, mein Schuldner zu ſein? Sagen Sie mir nur, was, wieviel er für Sie ausgelegt hat; ich ſchreib' ihm ein Billet und ſchick' ihm das Geld — und dieſen Hut, den er hier hat ſtehen laſſen — durch den Kellner auf ſein Zimmer."

„Sie ſind ſehr gütig," ſagte ſie, halb erfreut, halb erſchrocken. „Was für eine Laſt wär' mir von der Seele; — aber die Berechnung!"

„Sie haben keine Notizen —?"

„Doch; alles notiert. — Aber es zuſammenzurechnen — —“ Sie lächelte hilflos. „Ich hätte jetzt nicht den Kopf dazu; ich bin zu müde, zu dumm.“

„Wollen Sie mir Ihre Notizen anvertrauen? Zu Bruchrechnungen, glaub' ich, wär' ich heut auch nicht fähig; aber einfach addieren und multiplizieren kann ich wohl noch. Legen Sie ſich ſchlafen. Ich bitte, denken Sie, ich ſei heute Ihr Arzt. Wollen Sie das denken, Fräulein Ottilie?“

„Ja,“ flüſterte ſie. Nachdem ſie ihm ihr kleines Taſchenbuch gegeben, ſtreckte ſie ſich aus. Nur noch einen ſtillen, dankbaren Blick warf ſie ihm zu; dann ſchloß ſie die Augen.

Verlangte ſie mehr nach Schlaf, oder danach, mit ſich allein zu ſein? — Wer weiß es. Nach einigen Verſuchen, die beſte Lage zu finden, lag ſie ſtill, als ſchliefe ſie nun feſt. Leopold betrachtete ſie eine Weile; dann ging er leiſe zu Judica hinein, legte ihr wieder Bleiwaſſer aufs Geſicht, und zog ſich die Stiefel von den Füßen. Dann nahm er aus ſeiner Reiſetaſche ein Paar Morgenſchuhe, trat hinein und freute ſich, wie leiſe er nun ging. Er rechnete, ſchrieb das Billet an Frivolin und das Telegramm, trug beides geräuſchlos hinaus; auch Frivolins Hut. Dann ſaß er wieder da; horchte, pflegte und ſchwieg.

Was dachte er? — Wer weiß es. Von zehn zu zehn Minuten ging er — man kann ſagen, unhörbar — zu Judica hinein; ſonderbarerweiſe kam er aber immer wieder ins andre Zimmer zurück. Endlich war ihm, als habe er dies nun ſchon mindeſtens

zwanzig- bis dreißigmal gethan; und zu der tiefen Stille um ihn her hatte sich in ihm ein tiefer Hunger gesellt. Doch in heroischer Ruhe saß er da. Er beobachtete die verschiedenen Gefühle, die der Hunger in ihm erregte; die Rückwirkungen des öden Magens auf das vernachlässigte Gehirn; die interessanten Fortschritte der Abspannung, die thörichte Empfindlichkeit der Kopfhautnerven, die sich durch Wehthun beschwerten. Niemand wird satt von des andern Schlaf, dachte er; das war ja schon längst eine ausgemachte Sache! — Wie dieser Wurm, der Magen, sich krümmt. Wie still, wie reizend sie daliegt. Wie ähnlich. Sie ist es. Wozu leugn' ich mir's weg. Ganz umsonst! Sie ist es!

„Leopold!" rief plötzlich Judicas Stimme — jetzt wieder krähend wie ein junger Hahn — aus dem andern Zimmer. Darüber wachte Ottilie auf und fuhr in die Höhe. „Was gibt's? Was ist geschehn?" fragte sie, noch schlaftrunken.

„Nichts, als daß die Kleine sich rührt," antwortete Leopold und trat durch die offene Thür. Ottilie stand auf und folgte ihm. Das Kind lag noch ruhig auf seinem Sofa, und hielt den Umschlag fest, damit er ihm nicht vom Gesicht herunterfalle; aber die Augen waren groß aufgeschlagen und ein heiteres, rasches Nicken begrüßte Leopold. „Du, Leopold," sagte sie, „ich glaub', ich hab' geschlafen."

„Und ich weiß es sogar," sagte er und strich ihr sanft über das Köpfchen.

„Thu das noch einmal; o, das thut gut. Ganz

zuletzt hab' ich geträumt! Da kam ein Mann auf mich zu, mit so einem kleinen rötlichen Schnurrbart wie Frivolin, sah mich sehr bös an und sagte, ich hätte achtunddreißig Grad und eine heimliche Ehre; und davon wachte ich auf."

Ottilie lachte. Leopold nickte nur, als hätte das Kind etwas sehr Ernsthaftes und Verständiges gesagt, nahm ihr den warm gewordenen Umschlag ab und wechselte ihn. „Die Rose fängt schon an zu welken," sagte er. „Wir werden bald wieder eine gesunde Judica haben; nur noch ein wenig Geduld."

Die Kleine sah ihn an; auf einmal faßte sie seine niederhängende rechte Hand und küßte sie.

„Was machst du?" sagte er.

„O, du bist so gut!"

Ottilie, die hinter Leopold stand, murmelte etwas; aber so leise, daß er nicht hörte, was.

„Auch Tante Ottilie ist gut," setzte Judica hinzu.

„Darauf will ich schwören!" erwiderte Leopold.

„Schwören mußt du nicht; das soll man ja nicht. Du, Leopold —"

„Was, mein Kind?"

„Mein Kind, sagst du. Aber das bin ich auch. Ich bin nun euer Kind!" — Sie lächelte sehr zufrieden, sehr vergnügt. — „Du und Tante Ottilie, ihr seid nun mein Papa und meine Mama."

„Meinst du?"

„Gewiß! — — Leopold! Warum habt ihr beide eigentlich keine rechten Kinder?"

„Weil wir nicht verheiratet sind."

„Warum heiratet ihr euch denn nicht?“

Judica verwunderte sich, daß Leopold ihr keine Antwort gab; daß er nur stumm mit seiner Hand über die ihre strich. Auch Ottilie sagte nichts. Sie rührte sich nicht. Das einzige, was sie that, war, daß sie in den neben ihr hängenden Spiegel sah; doch nicht um sich, sondern um Leopold zu betrachten ... Eine Glocke unterbrach das Schweigen. Es war die Glocke des Hotels, die zur Tafel rief.

„Aha!“ sagte Judica und richtete sich auf.

„Wollen wir nicht essen?“ bemerkte nun Leopold, nachdem er einen tiefen Atemzug gethan hatte.

Ottilie nickte. „Wir essen hier, nicht wahr?“ erwiderte sie. „Das heißt — ich nahm ohne weiteres an, daß Sie noch bei uns bleiben.“

„Könnt' ich Sie denn verlassen, eh Sie zu Hause sind?“ antwortete er kurz.

„Zu Hause!“ murmelte sie. — Ich zu Hause? Wo? setzte sie in Gedanken hinzu. — Sie faßte sich aber und ging zur Thür. „Ich werde klingeln, ich werde bestellen,“ sagte sie, ohne zurückzusehn. „Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Du —!“ sagte das Kind auf einmal, als Ottilie hinaus war, und blickte Leopold in das bleiche Gesicht. „Tante Ottilie“ (flüsterte sie) „gibt dir keinen Kuß; willst du von mir einen haben?“ — Und in aller Unschuld hielt sie ihm ihre Lippen hin.

Er lächelte gerührt; hob sie empor, hielt sie in seinen Armen und küßte sie auf den Mund.

VIII.

Die letzte Abendsonne schien ins Zimmer herein; Ottilie stand am Fenster (und die Aussicht mußte unerschöpfliche Reize für sie haben, da sie schon lange so stand); Leopold saß auf dem Diwan, in eine Zeitung vertieft, über die er hinwegblickte. Es klopfte. Er ging an die Thür. Draußen stand der Kellner, mit einem Brief in der Hand.

„Für wen?“ fragte Leopold.

„Ja, wenn man das wüßte!“ sagte der Kellner mit einem verzweifelt gescheiten Lächeln. „‚An Ottilius Ritter, Nürnberger Hof, Leipzig.‘ Hier wohnt Fräulein Ritter; Fräulein Ottilie Ritter, wie im Fremdenbuch steht. Also das stimmt.“

„Nun ja! Geben Sie her.“

„Es steht Sie aber nicht ‚Fräulein‘ da; sondern es steht Sie da nichts. Und nicht Ottilie, sondern Ottilius. Also das stimmt nicht.“

„Da wär' er also nicht an das Fräulein —“

„Erlauben Sie; dieses ‚Ottilius‘ kann Sie auch ein Versehen sein; ein Schreibfehler. Es kann heißen sollen ‚Ottilie‘. Also dann stimmt es.“

„Nun alſo! Da iſt kein Zweifel —"

„Erlauben Sie; es iſt doch ein Zweifel: denn wenn man an eine Dame ſchreibt, ſo ſchreibt man doch ‚Fräulein'; nicht wahr? Wenn man aber nicht an eine Dame ſchreibt —"

„So ſchreibt man ‚Herrn'; hier ſteht aber weder ‚Herrn' noch ‚Fräulein'; alſo iſt's einfach ein Schreibfehler. Alſo ‚es ſtimmt'!"

„Allerdings, danach ſtimmt es," ſagte der denkende Kellner; „und da wir keinen andern Ottilius Ritter im Hauſe haben, als das Fräulein —"

„So geben Sie endlich her! Guten Abend!"

Leopold nahm den Brief, trat ins Zimmer zurück und ging zu Ottilien, die (ſo feſſelnd war die Ausſicht) noch immer am Fenſter ſtand. Jetzt erſt, im vollen Licht, erkannte er die kleine Schrift auf dem Convert: Fridolins Schrift. Eine plötzliche Bewegung lief ihm über die Hand; auch über das Geſicht. Sie verſchwand aber wieder, plötzlich, wie ſie kam. „Ein Brief an Sie!" ſagte er mit unveränderter Stimme.

Auch Ottilie erkannte die Aufſchrift. Was wird ſie nun thun? dachte Leopold. — Sie ſchloß die Augen, als ſie die kleinen Buchſtaben erkannt hatte, und verzog die Lippen; dann ſah ſie eine Weile ſtarr auf das Papier, offenbar in Gedanken verloren. „Herr Leopold," ſagte ſie plötzlich, „bleiben Sie doch ſtehn. Leſen Sie mit mir."

„Den Brief? Ich mit Ihnen?"

„Ja. Ich bitte. Wir leſen ihn zuſammen; —

nicht wahr? Ich halt' ihn so gegen das Licht. Können Sie sehn?"

„O gewiß, gewiß," murmelte er. Er war bewegt; es ward ihm mühsam, zu reden. Sie sahen einander nicht an; er blickte ihr über die Schulter und las mit ihr.

„Mein teurer Ottilius!"

Jetzt sah sie ihn an. „Das ist ja doch nicht an mich!" sagte sie verwirrt.

„Bitte, lesen wir noch eine Weile weiter!"

„Es gehört zu den gewöhnlich für unpraktisch gehaltenen, in Wahrheit aber praktischen Dingen, kurz nach, kurz vor dem persönlichen Sehen zu schreiben. Bis es dem Schicksal gefallen wird, Dich, Darlehn, mir zurückzugeben (beachte die sorgsame Interpunktion) —"

„Das ist nicht an mich!" sagte Ottilie lächelnd.

„Dieses Rätsel müssen wir lösen," erwiderte Leopold. „Müssen wir nicht?"

Sie antwortete nichts; sie las aber weiter wie er.

„Bis dahin setze ich mich hin und schreibe an Dich. Es wird der erste warme Tag in Deutschland; Thoren nennen ihn heiß. Doch was wollte ich Dir sagen? — Bei einem Blick auf die von Dir gebrauchte Bürste, die noch vor mir liegt, fällt es mir wieder ein. Also, — Ottilius!

„Als Du Dich — vor zwei Stunden war's — mit dieser Bürste hier bürstetest, sagtest Du mir, daß Dein Lebenswunsch sei, Dich ganz der Kunstwissenschaft zu ergeben, wenn Dein Geist dazu ausreiche.

Dein Geiſt! — Ich traue ihm Großes zu, Ottilius. Ich erwarte Schönes von ihm. Ich verlange von ihm Gutes. Großes, Schönes und Gutes! — Das Schickſal gibt Dich mir für Leopold, den Treuloſen, der die Kunſt verließ, um ſich von der großen Kokette, der Natur, an der Naſe herumführen zu laſſen —"

Leopold verneigte ſich.

„Ja, Ottilius! Du wirſt unter unſere Fahne treten, meinen Beruf ergreifen, mich fortſetzen, mein Erbe werden; mein zweites Ich. Darum ſagte ich Dir noch auf der Treppe, mein Kind: ich habe jetzt wieder einen Zweck auf der Welt; Du biſt dieſer Zweck. Seit ich Dich vom Schickſal geſchenkt bekommen habe — geliehen, wollte ich ſagen; aber ich hoffe, Du bleibſt mir — ſeitdem bin ich nicht nur ſtolzer, Ottilius, auch hageſtolzer; hageſtolzer als je. Ich hab' Dir's noch nicht geſagt, aber warum ſollt' ich es Dir verſchweigen, Dir; — ich liebte Deine Schweſter. Es war ein Vorgefühl Deiner, glaub' ich, Ottilius —"

Als Leopold ſo weit geleſen hatte, ſtand er nicht länger ſtill; er trat einen Schritt zur Seite, um wenigſtens einiges von Ottiliens Angeſicht zu ſehn. War ſie auch ſchon ſo weit gekommen? bis zu dieſer Stelle? — Ja; offenbar. Sie lächelte. Aber, wie es ſchien, ohne Schmerz. Sie nickte vor ſich hin. Dann erwiderte ſie Leopolds Blick: „Nun verſtehe ich," ſagte ſie, faſt mit Heiterkeit. „An Ferdinand, an meinen Bruder iſt dieſer Brief. Er nennt ihn

Ottilius. Das ist also die Lösung! — O! O! Was für ein Geschick!“

„Wollen wir nun nicht ganz zu Ende lesen?“ fragte Leopold mit halber Stimme. „Fräulein Ottilie! Was thut's?“

Sie schwieg; doch sie lasen.

„Es war ein Vorgefühl Deiner, glaub' ich, Ottilius; nun hab' ich euch beide; seid, bleibt meine Freunde, und ich habe die Welt! — Du willst die Kunstwissenschaft studieren. Ich soll Dein Meister sein, sagst Du. Willst Du bei mir wohnen? Wenn mich mein Bruder wieder verläßt, ist die Hälfte der Wohnung frei. Das braune Zimmer wäre für Dich. Jeder lebt, wie er will. Das Papageienzimmer wird dann neutrales Gebiet für uns beide. Doch brauchst Du es nicht einmal zu betreten; denn Du hast zu Deinem Zimmer einen eigenen Aufgang, drei Treppen hoch. Wir können also, in vollkommenster Unabhängigkeit, nebeneinander sterben, ohne daß der eine etwas vom andern erfährt. Zeig mir ein Haus in Berlin und Umgegend, wo das so bequem geschehen kann, wie in meinem! — Aber wie Du willst. Komm zurück und sieh!

„Sobald ich aus Neustadt, von meinem geistlichen Bruder, Nachricht habe —

„Später. Hier wurde ich unterbrochen; auf eine Stunde oder mehr —

„Nachschrift. Halb zwölf. Abermals unterbrochen. Bruder Philipp kommt selbst! Zugleich Telegramm aus Leipzig. Von Leopold! Ha! — Sobald Philipp

da ist, mit dem zweitnächsten Zug, ziehen wir euch nach. Ich werde Dich wiedersehn ... ‚Welt geh nicht unter, Himmel fall nicht ein!‘ — Dieser Brief eile mir voraus; der glückliche.

Dein offenarmiger Fridolin.“

Sie hatten beide zu Ende gelesen, und schwiegen beide. Was soll ich sagen? dachte Leopold. Endlich sagte er: „Begreifen Sie, Fräulein Ottilie, wie dieser Brief hierher kommt? Verstehn Sie's besser als ich?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Tante Ottilie!“ rief jetzt die kleine Judica mit sanfter Stimme vom anderen Zimmer her. Alsbald ging Ottilie hinaus; Leopold blieb stehn.

Die unerschöpflichen Reize der Aussicht schienen auch ihn zu verführen; er trat ans Fenster und blickte irgendwohin; wohin, ward ihm allerdings nicht bewußt. Ein lebhafter Wortwechsel auf dem Korridor, der sich näherte und lauter ward, fing endlich an, ihn zu beschäftigen. Die Stimme des denkenden Kellners ließ sich hören, von einer andern, jüngeren übertönt. Plötzlich ward die Thür geöffnet; — „denn es schien doch alles zu stimmen!“ rief der Kellner, sich offenbar verteidigend, aus. „Sie sind ein — —!“ rief der andere, Jüngere dagegen, verschluckte aber das Hauptwort, und trat dann ungestüm in das Zimmer ein.

„Mein Herr!“ sagte der Eindringling, als er Leopold erblickte. „Etwas Aehnliches hab' ich noch nicht erlebt!“

„Darf ich fragen, was —“

„Ihr ganzes Benehmen, mein Herr! Sie — Sie —“ (er mußte Atem holen) — „Sie drängen ſich meiner Schweſter als Reiſebegleiter auf, Sie führen ſie in der Welt herum, ſtatt nach Hauſe, Sie mißbrauchen offenbar ihre Verlegenheit —“ (hier holte er wieder Atem) — „und endlich nehmen Sie meine Briefe an ſich, mein Herr!“

„Ah! Fräulein Ottiliens Bruder —“

„Ja, ihr Bruder, mein Herr! Sie ſehn. Und ich nehme mir die Freiheit, Ihnen zu ſagen, daß ein Ehrenmann —“

„Ferdinand!“ rief Ottilie dazwiſchen, die in die offene Thür getreten war; Judica hinter ihr. „Bruder! Woher kommſt du?“

„Hoffentlich noch nicht zu ſpät,“ antwortete er, mit dem Geſicht eines Menſchen, der zu Begrüßungen und Umarmungen noch keine Zeit hat, und mit einem drohenden Blick auf Leopold. „Ich ſtieg leider in Bitterfeld aus —“ (ſeine Erbitterung wuchs) „kam dann aus Verſehen in einen falſchen Zug — nach Halle. Von da jetzt hierher; um ſechs ſtatt um eins. Mein Herr! Keine Umſtände. Geben Sie mir den geſtohlenen Brief!“

„Mein Herr!“ fuhr nun Leopold auf. „Für wen halten Sie mich —“

„Nun, für den Herrn Frivolin — oder wie Sie heißen. Geben Sie mir meinen Brief!“

„Guter Gott!“ rief Ottilie. „Für Herrn Frivolin hältſt du dieſen Herrn? Dieſen Herrn —

meinen Freund! Meinen — — Was für ein Irrtum! Gib ihm lieber die Hand. Beide, beide Hände. Und nimm hier deinen Brief; — verzeih mir, Bruderherz, ich hab' ihn gelesen; ich sag' dir nachher, warum. Nimm ihn; und entfalte deine edle Stirn und laß dir einen Kuß geben; und nun setz dich und lies!"

„Meinen Brief — geöffnet — —"

Indessen weiter kam der Jüngling mit seinem Murmeln nicht mehr; er sah die ersten Worte „Mein teurer Ottilius", lächelte glücklich und stolz, trat näher ans Fenster und las. „Fridolin an mich!" sagte er still vor sich hin. Dann bewegte er nur noch die Lippen, als läsen sie mit. Nach einigen Zeilen hatte er schon vergessen, wo er war; er sah nicht, daß Ottilie mit Leopold ins andere Zimmer trat, noch daß die kleine Judica ihn neugierig anschaute; er hörte weder Leopolds gedämpften Baß, noch Ottiliens Flüstern.

„— — Herr Leopold!"

„Was, mein Fräulein?"

„Sagen Sie nicht mehr ‚mein Fräulein'; es klingt so unnatürlich, so kalt; es thut mir weh. Was erleben wir alles heute; — und was für sonderbare Entdeckungen haben wir gemacht. Und Bekenntnisse. Und — — und glauben Sie noch, daß ‚ich es bin'?"

„Gott helfe mir, Fräulein Ottilie, ich *kann* nicht anders!" erwiderte Leopold.

„Hm!" sagte sie gerührt. „Sie haben mir heute Ihr ganzes Herz preisgegeben, und *ich* sollt' es *nicht* thun? — Ihr Glaube steckt an. Woher kommt es, Herr Leopold? Ich glaube nun wirklich auch, daß ich

es bin. Und daß Sie es ſind. Laſſen Sie meine Hand!“

„Ottilie —!“

„Es fing ſchon in Riva an — — Warum bin ich zu ſtolz, Ihnen das zu geſtehn. Seit Ihrem rührenden Brief — und ſeit eine gewiſſe Erkenntnis über mich kam — — O, was machen Sie. Denken Sie“ (ſie fühlte ſeinen Arm; ein Lächeln ſuchte um ihre Lippen lebendig zu werden, aber es ſtarb ſogleich) — „denken Sie, ich könnt' Ihnen noch wieder davonlaufen, nachdem ich das geſagt habe?“

„Ottilie! Tag und Nacht hab' ich geglaubt, Sie ſind es; nun, da Sie mir's ſelber ſagen, iſt es unglaublich! unglaublich!“

Er ſchien es aber doch zu glauben; denn er umſchlang ſie, und während nebenan Thüren, Schritte, Stimmen, Worte laut wurden, hielt er ſie ſo umſchloſſen, als wäre ſie ſein Ich und er hätte ſich ſelbſt gefunden und könnte nach einem Naturgeſetz nicht mehr von ſich laſſen.

„— — Na, da haben wir's!“ war das erſte, was er wieder hörte. Ottilie machte ſich los. Fridolin (und unter ſeinem Arm durch die kleine Judica) ſtand mit Ferdinand in der Thür; hinter ihnen noch eine lange, langhaarige, ſchmalſchultrige Geſtalt.

Es gab für Ottilie keine Wahl; ſie mußte noch einmal erröten.

„Hab' ich's nicht unterwegs zu Philipp geſagt?“ fuhr Fridolin fort. „Hab' ich's nicht geſagt, daß dieſer ſtille Menſch, dieſer Naturforſcher —? — Ich

bitte, mein lieber Leopold, ſag mir nichts; beleidige mich nicht, indem du mir noch erſt durch Worte erklären willſt, wie dies alles ſich hiſtoriſch entwickelt hat. Die Zeit, die mich mit einem Kurierzug — in drei Stunden und fünfundzwanzig Minuten — hierher beförderte, hat mich auch mit Beſchleunigung auffaſſen gelehrt! — — Fräulein Ottilie, Gott ſei Dank, Sie ſind wieder da. Sie leben. Und — und es geht Ihnen gut. Wollen Sie mir und meinem geiſtlichen Bruder das Unglück von Riva verzeihen? Und wollen Sie uns die Hand darauf geben, Fräulein Ottilie, daß wir Freunde bleiben?“

Sie gab ihm bewegt die Hand; ſie wollte auch etwas ſagen; aber Paſtor Philipp, deſſen angeſammelte Gefühle — Wehmut und Entſagung — auf ſeinem blaßgrauen Angeſicht keinen Platz mehr fanden, nahm bereits das Wort. „Mein Fräulein!“ ſagte er, indem er den Hut in ſeiner Hand leiſe hin und her ſchwenkte. „Wir ſind kurzſichtige Menſchen; — ſelten hab' ich es ſo gefühlt, wie heute. Als ich damals meinen Hut bei Ihnen ſtehen ließ — den ich übrigens noch nicht brauche; es eilt mir nicht — da dachte und ahnte ich nicht, welche Löſung und wann, und wo, wir erleben würden. Es hätte“ (er ward weich; zu weich) „auch vielleicht anders kommen können.“ (Er faßte ſich wieder:) „Es iſt nicht anders gekommen. Des Himmels Wille geſchehe! — Ich glaube, mein Fräulein, Sie beugen ſich heute gern vor dem Unerforſchlichen, der uns alle leitet; Sie ſagen heute mit mir, daß alle Philoſophie, alle Vernunft zu kurz kommt,

und“ (er lächelte) — „und daß wir doch nur eine höhere Affenart ſind ohne Religion!“

„Amen!“ ſagte Fridolin. „Heut will ich nicht ſtreiten. Wo iſt Ferdinand?“ — Er wandte ſich zu dem Jüngling, der ſich noch immer ſtumm bemühte, den ganzen Zuſammenhang der Dinge zu faſſen. „Hauptmann, ich bin in deiner Abweſenheit ein bißchen vorlaut geweſen,“ ſagte Fridolin: „ich hab' mit Tante Ritters Hilfe das braune Zimmer ſchon für dich hergerichtet. Kind, ich wollte für dich arbeiten, ſolang' ich dich nicht ſähe. Willſt du?“

„Ob ich will!“ rief Ferdinand mit Begeiſterung aus. „Meiſter! Fridolin! Freund!“

„Ich glücklichſter aller Menſchen!“ ſagte Fridolin; — „und das alles an meinem Geburtstag! — Leopold! Warum ſchüttelſt du ſo lächelnd den Kopf? Behaupteſt du noch glücklicher zu ſein als ich? — Streiten wir nicht. Sag mir nur eins“ (er trat vor Leopold hin und ſah ihm mit allerhöchſtem Ernſt ins Geſicht, während er halblaut fragte:) „iſt ſie es?“

„Ja, Fridolin, ſie iſt es,“ antwortete Leopold ebenſo leiſe und mit demſelben Geſicht.

„Nun, dann ſind wir einig!“ erwiderte Fridolin laut. „Kinder, Freunde,“ fuhr er heiter fort, ſeine Bewegung bekämpfend, „halten wir zuſammen! Es iſt mein Geburtstag; es iſt ein feſtlicher Augenblick; — ſtellen wir uns. Zur Gruppe! Es gibt ſo viele Dinge, die ſehr oft auf der Bühne und nie in der Wirklichkeit vorkommen; die ich mir aber angewöhnt habe zu thun, damit ſie auf der Bühne weniger un-

natürlich erſcheinen. Monologe zum Beiſpiel. Ich halte Monologe, damit der Schauſpieler ſagen kann: dies iſt nach der Natur! — So laßt uns eine Gruppe machen; die Bühne wünſcht es. Eine Gruppe, wie ſie nun hoffentlich auch das Leben aus uns macht! Leopold und Ferdinand — Natur und Kunſt. Philipp und ich — Himmel und Erde; aber Sie, Fräulein Ottilie, müſſen freundlich der Engel bleiben, der zwiſchen uns vermittelt! Und wenn Leopold eines Tages heiraten ſollte — warum ſollte er nicht — ſo mieten wir ihm ein Quartier in der Königgrätzer Straße, Berlin. Willſt du, Leopold? — Er will! Dies alles telegraphiere ich an meine Leibſchwaben, nach Berlin. Ich glaube, es gibt noch Glück! Nun, dann bleib' es bei der ‚heimlichen Ehe'!"

„Heimliche Ehre heißt es, Onkel Fridolin," belehrte ihn die Kleine. „Aber, du! warum gibt jetzt Tante Ottilie, da hinten in der Ecke, Leopold einen Kuß?"

UNIVERSITY OF CHICAGO
63 717 499